Paed. Pr.
399

Paed. Pr. 399

8°

Bewohner

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die gefiederten BEWOHNER des WALDES UND FELDES.

Ein naturgeschichtliches

Lese- und Bilderbuch

zur Anregung zartsinniger Gefühle und zur Veredlung jugendlicher Herzen.

Mit 24 fein ausgeführten Abbildungen.

NÜRNBERG, BEI G. N. RENNER & COMP.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Einleitung.

Wohlauf! ihr klein Waldvögelein, die ihr in Lüften schwebt,
Stimmt an, lobt Gott den Herren mein, singt all, die Stimm erhebt;
Denn Gott hat euch erschaffen, sich zu Lob und Ehr,
Sang, Feder, Schnabel, Waffen, kommt alles von ihm her.

Die Abende im Forsthause zu Eichendorf.

Der muntre Wilhelm und der träumerische Heinrich, hatten jedes Jahr im September Schulferien, welche sie, war das Wetter schön, zu kleinen Reisen benützten. Dies Jahr erlaubte ihnen der Vater eine Reise zu seinem Bruder dem Oberförster Haag in Eichendorf. Der Oheim empfing seine Neffen auf das Herzlichste, sie fanden an den Söhnen des Oberförsters, an Rudolph und Moritz, sehr angenehme Gefährten und waren sehr glücklich in dem schönen, von hohen romantischen Bergen umkränzten Thale. Am Tage schweiften die Knaben im Garten und mit dem Vater im Forste umher, des Abends aber mußten sie sich mit schriftlichen Ausarbeitungen beschäftigen, welche sie dem Vater und dem Prediger, welcher alle Abende bei seinem alten Freunde, dem Oberförster, zubrachte, vorlesen mußten.

Jeder Knabe, an dem eben die Reihe war, mußte über einen Vogel den er sich wählen konnte, etwas schreiben und ihn zum Gegenstande einer kleinen Erzählung machen. Dieser Aufsatz wurde dann im Familienkreise vorgelesen, und fand er Beifall, so fertigte Eduard, ein guter Zeichner und Verwandter des Predigers, zu der Erzählung eine Zeichnung, welche der Verfasser derselben erhielt.

Den ersten Abend traf Wilhelm die Reihe und er las:

Der Adler.

Der Adler gehört zum Falkengeschlecht und ist ein Raubvogel. Es giebt Steinadler, Kaiser-, Königs- oder Sonnen-Adler, Schrei-Adler, See-Adler, Fluß-Adler oder

Fischaare und Adlerhabichte oder Traueradler. Der Steinadler, den man am häufigsten hat, ist schwarzbraun, nur an den Füßen ist sein Gefieder hellfarbig und am Nacken rostgelb. Seine Augen sind goldfarbig oder braun. Der Schnabel dieses Adlers ist hornblau, hat eine schwarze Spitze und ist sehr stark. Die Länge desselben beträgt 34—36 Zoll, seine Breite 80—83 Zoll.

Er hält sich in dem nördlichen Asien, Amerika und Europa auf, doch nur in dichten Wäldern und waldigen Gebirgsgegenden. In Deutschland durchstreift er im Winter die Felder und wohnt den Sommer in einsamen Wäldern und Gebirgen; er ist deßhalb zu den deutschen Stand- und Strichvögeln zu zählen. Häufig findet man ihn in der Schweiz auf den Alpen.

Er wird der König der Vögel genannt, Muth, Kraft, Gewandheit und Klugheit bei vieler Raubgier sind seine Eigenschaften. Alle Vögel fürchten ihn und fliehen sobald sie ihn gewahren, der sich langsam schwebend herab oder hinauf bewegt, ohne merkbare Flügelbewegung. Rasch und ungestüm holt er sich sein Schlachtopfer und frißt es oft noch lebend an.

Im März baut er seinen Horst auf alten Eichen und Kiefern, im südlichen Deutschland und in der Schweiz, wählt er dazu die höchsten Felsen. Ihre Eier sind so groß wie die einer Truthenne weiß mit kastanienbraunen Fleckchen.

Durch seine Räubereien schadet der Steinadler sehr; ja er raubt sogar Kinder.

Der Kaiser-, Königs-, Sonnen-Adler, ist minder schlank, wie der Steinadler, er ist 2 Fuß 8 Zoll lang und 6 Fuß 4 Zoll breit. Das Weibchen ist größer wie das Männchen. Sein Gefieder ist bis an die Zehen dunkelfarbig, die schmalen Federn um den Nacken rostfarben, die Schultern sind weißgefleckt, der Schwanz aschgrau gewässert mit schwarzem Ende. Dieser Adler bewohnt die hohen Gebirge in Aegypten und Abyssinien; doch auch in den waldigen Gegenden Europas findet man ihn. In Deutschland ist er selten zu sehen; ungeheuer gefürchtet, ist im Stande, sich über

die Grenze der Wolken zu schwingen und gegen Frost und Hitze unempfindlich; seine Stimme klingt tief und rauh und sezt alle Thiere in Schrecken.

Der Schreiadler ist 27 Zoll lang und 68 Zoll breit, der etwas gerundete Schwanz 11 Zoll lang. Seine Farbe ist schattenbraun mit lichten Flecken bestreut. Er bewohnt die Wälder von Ost- und Süd-Europa und das nördliche Asien. In Rußland ist er ziemlich gemein, dagegen in Deutschland selten. Er ist nicht so räuberisch wie die übrigen Adler und jagt meist nur auf Wasservögel und Insekten. In der Gefangenschaft schreit er so kläglich, daß man ihn deßhalb den Namen Schreiadler gegeben hat.

Der Seeadler ist von gedrungenem Körperbau, 32—36 Zoll lang und 86—96 Zoll breit. Sein Schnabel ist groß und stark, seine Farbe braun.

Er hält sich im nördlichen Europa, Asien und Amerika auf und ist auch in Deutschland häufig zu finden. Unter allen Adlern ist dieser der geselligste. Er wohnt gern in der Nähe von Seeküsten, Landseen und großen Flüßen. Als Räuber ist er furchtbar und wird von dem kleinen Wilde mit Schrecken geflohen. Oefters schwebt er fast unbeweglich über dem Wasser und stürzt sich mit angezogenen Flügeln auf seine Beute. Im Norden benutzt man seine Haut zu Kleidungsstücken und speiset sein Fleisch. Seine Spulen gebraucht man zum Schreiben und die Bewohner der Küsten schätzen die Schwanzfedern hoch, nehmen sie zum Befiedern der Pfeile und treiben Handel damit.

Der Flußadler oder Fischaar ist unter den Adlergattungen einer der kleinsten. Auch hier ist das Weibchen größer wie das Männchen. Seine Länge beträgt 24—27 Zoll, seine Breite 58—72. Der Schnabel ist sehr flach gezahnt, halbzirkelförmig gekrümmt mit sehr langen Hacken, im Bogen gemeßen zwei Zoll lang.

Der Flußadler ist in sehr vielen Gegenden verbreitet, man sieht ihn in allen nördlichen

Ländern Europas, Asiens, Afrikas und Amerikas. In Deutschland gehört er zu den Zugvögeln. Er ist minder grausam als die andern Adler und hat ein sehr scharfes Gesicht. Er verzehrt Fische und giebt unter diesen den Karpfen und Forellen den Vorzug. Seinen Horst hat er in großen Waldungen, in der Nähe fischreicher Gewässer und auf sehr hohen alten Bäumen. Mit der getrockneten Haut seiner Füße kann man Holz raspeln.

Der neuseeländische Adler Habicht oder Traueradler gleicht an Größe dem Schrei-Adler. Seine Wohnorte und seine Geburtsländer sind: Neu-Seeland, van Diemensland und die Falklandsinseln. — „Richtig Wilhelm," unterbrach der Oberförster die Vorlesung des Knaben, es ließe sich freilich noch mehr über die Adler sagen. Jetzt aber ließ uns nur auch dein Geschichtchen. Wilhelm begann: Als der Kaiser Maximilian II. noch Prinz war, ging er, wie er oft zu thun pflegte, an einem schönen Morgen auf die Jagd. Er kam immer tiefer hinein in das Tyroler Gebirge, freute sich an der schönen Gegend, am Blüthenduft, am blauen Himmel und stieg in seiner Jagdlust rüstig auf das Gebirge. — Zu derselben Zeit waren auch die Tyroler im Thale wach geworden und an ihre Arbeit gegangen. Es war eben Heuärndte und Jeder der ein Stückchen Wiese besaß, hatte zu thun. Unter die reichsten Bewohner dieses Thales gehörte Ignatz, ein junger, muthiger Mann. Er liebte die Gemsjagd und im Klettern und Schießen that es ihm keiner gleich, sein Weib, Therese, war die beste Landwirthin in der Gegend und sein einjähriger Toni der hübscheste Bube im ganzen Thale. — An diesem Tage nun, war Frau Therese früh mit ihren Leuten auf ihre großen Wiesen gegangen das Heu zu wenden. Sie hatte ihren Buben mitgenommen, welcher um sie her hüpfte, bis er ermüdet auf einem Heuschober einschlief.

Therese küßte ihr Kind und ging an ihre Arbeit, denn was konnte dem schlafenden Kinde geschehen? — Sie war so mit ihren Mägden beschäftigt, so fleißig, daß sie eine Viertelstunde den

Knaben vergaß und immer weiter von ihm das Heu umwendete. Da hörte sie plötzlich das Geschrei des Steinadlers, blickte auf und sah in einiger Entfernung, wie ein Steinadler aus der Luft herabschoß, auf die Stelle zu wo ihr schlafendes Kind lag.

Einen Augenblick stand die Frau regungslos wie vom Blitz getroffen, dann stürzte sie mit der Angst einer Mutter nach dem Kinde hin. Sie würde dennoch zu spät gekommen seyn, wenn nicht in demselben Augenblicke, der Adler von einem Pfeil getroffen, todt zur Erde gesunken wäre.

Jubelnd mit innigem Danke gegen Gott, drückte die Mutter ihr Kind an das Herz. Jetzt kam der Schütze vom Felsen herab, sich seine Beute zu holen. Es war der Erzherzog Maximilian. Als die Frau ihn sah, stürzte sie ihn zu Füßen und bedeckte sein Gewand mit Thränen und Küssen. Heimgekehrt erzählte sie ihrem Manne aus welcher Gefahr ihr Kind heute durch den Prinzen Maximilian gerettet worden sey, und der wackre Tyroler schwur dem jungen Fürsten ewige Ergebenheit und Dankbarkeit. — Zwei Jahre später begab es sich, daß der Prinz Maximilian sich auf der Jagd in Tyrol, verirrte. Er war seinem Gefolge ganz aus den Augen entschwunden und auf eine hohe, steile Felsenwand gerathen, auf welcher er sich als Beute des Todes betrachtete. Oben auf der Felsenwand hatte er den langsamen Hungertod zu fürchten, klimmte er hinab, so sah er sich zerschmettert in eine Kluft hinab stürzen. Endlich rief sein silbernes Jagdhorn die Seinen herbei, aber Keiner wagte sich hinauf, den Prinzen zu retten. Die Sonne sank, der Fürst war fast verschmachtet vor Hunger und Durst, noch zeigte sich ihm kein Weg zur Rettung. Da trat aus dem Gefolge ein tyroler Landmann hervor und ohne sich lange zu besinnen oder sich umzuschauen, kletterte er mit unglaublicher Gewandheit an dem Felsen empor und stand oben bei dem Prinzen. Mit Lebensgefahr leitete er, sich links und rechts immer klug umschauend, den Erzherzog den Felsen hinab und verschwand ehe man sich's versah, spurlos wie eine Erscheinung. Viele von den Hofleuten des Prinzen behaupteten: der Retter ihres Herrn sey

kein Mensch, sondern ein Engel gewesen, ja Maximilian selbst glaubte oben auf dem Felsen stehend, den heiligen Martin erblickt zu haben und deshalb erhielt der Felsen später den Namen: die **Martinswand**. Der Retter des Erzherzogs von Oesterreich war aber kein Anderer als Ignatz der Tyroler-Gemsjäger, der Vater des kleinen Toni, den der glückliche Schuß des Prinzen, zwei Jahre früher vor den Krallen des Adlers gerettet hatte.

Der Adler schwebt in blauer Luft,
Weit spannt er sein Gefieder;
Doch Furcht und Schrecken dringt in's Thal
Schießt rasch der Aar hernieder.
Die kleinern Thiere fliehen scheu,
Den Räuber, den Tyrannen.
Doch bleibt der Mensch von ihm befreit,
Er kann den Bogen spannen,
Und einem ächten, kühnen Mann,
Ist selbst der Adler unterthan.

Zweiter Abend.

Heute traf die Reihe des Vorlesens Heinrich. „Nun über welchen Vogel willst Du uns Kunde geben,“ fragte der Oberförster.

„Ueber die Bachstelze“ antwortete der Knabe und las:

Die Bachstelze

gehört zu den Sperlingsartigen Vögeln, also zu einer Klasse zu welcher Viele gezählt werden. Sie ist kein Raubvogel und nährt sich von Insekten und Pflanzen. Der Schnabel der Bachstelze ist dünn, gerade und einem Pfriemen ähnlich. Dieser Vogel ist lebhaft, hochbeinig und singt nicht übel. Er nistet auf und auch unter der Erde und man hat drei Arten Bachstelzen, die überall in Deutschland heimisch sind. — Hier hielt Heinrich einen Augenblick inne und fuhr dann fort: weiter weiß ich von der Bachstelze nichts zu sagen, wohl aber hab' ich mich auf ein Mährlein besonnen, welches ich entweder einmal gehört oder geträumt haben muß.

Es war einst ein Mädchen Theresine genannt, die war fleißig von Früh bis Abend, und wer sie nur sah freute sich über sie. Sie hatte ein schönes Gesicht, eine zärtliche Gestalt und obgleich sie alle Feld= und Gartenarbeit verrichtete, blieben ihre Hände doch immer fein und zart.

Als ihre Mutter gestorben war, heirathete ihr Vater wieder und Theresina bekam eine Stiefmutter welche sie gar nicht leiden mochte. Von Früh bis Abend ging sie scheltend im Hause umher; Theresina mußte den ganzen Tag arbeiten und oft die halbe Nacht hindurch noch am Spinnrad sitzen. Ihr Vater, der reiche Müller fand es freilich sehr unbillig, daß seine Tochter so gequält wurde und so

arbeiten mußte, aber er wagte es nicht, seiner verdrüßlichen und zänkischen Frau Vorwürfe darüber zu machen. — Die gute Theresina klagte auch nicht und war zufrieden, wenn ihre Stiefmutter sie nur nicht ausschalt. — Eines Morgens stand Theresina am Ufer des Baches, unweit der Mühle, Gras für das Vieh zu holen, da kam eine Bachstelze auf sie zu geflogen und sah sie mit hellen klugen Aeuglein an. — Theresina blickte freundlich auf das Thierchen und sagte lächelnd; nun mein Vögelein, was schaust du mich an, als wärst du ein Mensch und kenntest mein Leid und Alles was mich quält. — Da sah das Vögelein das Mädchen wieder an und nickte und fing an zu singen, als Theresina aufstand, setzte sich die Bachstelze auf ihre Achsel und ließ sich von dem Mädchen forttragen. — Das Mädchen lachte und sprach: ei du närrisches Thierchen; willst du mit mir gehn? Nun so geh mit, und die Bachstelze schmiegte sich an das Mädchen an und flatterte mit den Flügeln.

Als sie in das Haus kamen, stand die Frau Müllerin an der Treppe und rief zornig: kommst du endlich du träge Dirne, arbeite lieber als daß du tändelst, was hast du denn da für einen Vogel mitgebracht? Das Ungethüm muß gleich auß dem Hause.

Traurig nahm Theresina die Bachstelze von ihrer Schulter und wollte sie fortfliegen lassen, aber das Thierchen blieb vor der Mühle stehen und des Abends pochte sie an Theresinens Kammerfenster, bis diese es öffnete und das Vögelein einließ.

„Du armes Vögelchen hier in dem kleinen Kämmerchen wird es dir auch nicht gefallen!“ sagte das Mädchen zu der Bachstelze, aber das kleine gefiederte Thierchen schaute sie wieder so klug an, das Theresina herzinnige Freude hatte, es fütterte und streichelte.

Von dieser Zeit an begleitete die Bachstelze Theresinen überall hin, sie mochte in dem Walde oder in dem Garten, im Hause oder im Felde zu thun haben. Das Vögelein saß stets auf Theresinens Achsel und Abends kroch es unter ihr Bett und sang ein Abendlied.

Die garstige Müllerin war freilich böse auf das Vögelein, und sagte wohl hundertmal des Tages, wenn ich nur die Bachstelze nicht sehn müßte, aber die Bachstelze flog nicht fort und der Müller sprach, wenn seine Frau so arg schalt: „sey doch still Weib und gönne dem Mädchen die Freude an dem Thierchen, sie arbeitet ja so den ganzen Tag und bekommt von Dir keinen freundlichen Blick.“ — Die Frau Müllerin antwortete nicht darauf, sie mußte jetzt schon schweigen, denn ganz erzürnen durfte sie ihren Mann auch nicht.

So verging ein Tag nach dem andern, beinahe ein Jahr war nun die Bachstelze Theresinens unzertrennliche Gefährtin und das Mädchen hatte sie lieb wie eine Freundin.

Alle Sorgen, allen Kummer vertraute sie dem Thierchen das sie zu verstehen schien und wenn es sie mit seinen klaren Augen ansah, fühlte sie sich wunderbar getröstet.

Eines Nachmittags ging Theresine in den Wald, um für ihre Stiefmutter Erdbeeren zu holen. Sie fanden auch bald ein Plätzchen wo eine Menge schöner rother Erdbeeren standen, welche ringsumher den süßesten Duft verbreiteten.

Theresina kniete auf den Erdboden hin und fing an eifrig zu pflücken und schon hatte sie ihr Töpfchen über die Hälfte gefüllt, da sah sie zu ihrem nicht geringen Schrecken, ihre liebe Bachstelze auf und davon fliegen. — Sie rief ihr nach und lockte sie, sie ließ die Erdbeeren im Stich und lief hinter ihr her, immer war das Vögelein einige Schritte ihr voraus und die kleine Theresina ward nicht müde ihrem Vögelein zu folgen. So lief sie und lief bis es Abend ward, schon warfen die Bäume lange Schatten und noch immer zog die flatterhafte Bachstelze das Mädchen hinter sich her. Sie kam auf diese Weise tief in den Wald hinein und sah jetzt das Vögelchen in eine Höhle fliegen. „Nun werd' ich es fangen!“ rief Theresina fröhlich aus, und ging hinein in die Höhle. Anfangs wurde es ganz dunkel darin, als sich aber ihr Auge an die Dunkelheit gewöhnt hatte, sah sie ihre Bachstelze und

streckte schon die Hand nach ihr aus, das Vögelein flog jedoch weiter und zog Theresinen auf's Neue hinter sich her. „Wie lange das Mädchen der Bachstelze gefolgt ist, weiß ich nicht zu sagen" fuhr Rudolph fort, „Ich weiß nur, daß Theresina sich immer tiefer in die Höhle locken ließ, aus derem Hintergrunde jetzt ein riesenhafter Mann mit einer Keule trat.

„Was willst Du hier in dieser Höhle?" fragte der Mann mit tiefer Stimme.

„Ach seyd nicht böse lieber Herr," sagte Theresina, „ich habe nichts Böses im Sinne, aber seht meine Bachstelze war mir davon geflogen, hier hinein in diese Höhle und um sie zu fangen, eilt' ich ihr nach!" — „Sprichst Du auch die Wahrheit? Hat nicht Neugier und Vorwitz oder die Lust nach Schätzen Dich hinein getrieben?" — „Gewiß nicht, Herr!"

„Nun denn, so wisse: wer diese Höhle betritt, es sey nun Thier oder Mensch, ist in meiner Gewalt. Dich will ich ziehen lassen, die Bachstelze aber bleibt hier bei mir, ich richte sie zu meinem Dienste ab und behalte sie so lange ich sie brauchen kann, dann wird sie getödtet."

„Ach, ach meine arme Bachstelze, das arme Thierchen!" klagte Theresina, „ich bitte Euch gnädiger Herr Riese gebt sie mir zurück, ich habe auf der ganzen Erde keinen Freund, keine Freude als sie. Mein Vater hat viel Arbeit und muß sich nach der Siefmutter richten und die Stiefmutter mag mich nicht leiden, ob gleich ich ihr alle Wünsche an den Augen absehe und sie recht vom Herzen lieben wollte, wenn sie nur etwas freundlich gegen mich wäre."

„Nun so will ich Mitleid mit dir haben, sprach der Riese, Du sollst Deine Bachstelze wieder haben, wenn Du mir versprichst ein Jahr in der Höhle zu bleiben und für mich zu arbeiten."

„Mit Freuden wollt' ich das, aber kann ich meine Aeltern verlaßen? Und im Walde habe ich noch Erdbeeren stehen die ich meiner Mutter bringen soll," erwiederte Theresina.

„Freilich!" sagte der Riese, „nun es steht bei Dir, du kannst gehen und die Erdbeeren nach

Hause tragen und bei Deinem Vater fragen, ob er es Dir erlauben will ein Jahr in der Höhle für Deine Bachstelze zu arbeiten." — „Gut das will ich!" rief Theresina, „leb' wohl liebe Bachstelze, bald bin ich wieder bei Dir und befreie Dich!"

Mit diesem Versprechen verließ das Mädchen die Höhle und lief was sie laufen konnte nach dem Walde hin, wo sie ihr Töpfchen hatte stehen lassen. Es stand auch noch auf dieser Stelle und war noch halb gefüllt. So schnell als nur möglich pflückte Theresina noch eine Menge Beeren und eilte dann nach Hause. — „Kommst Du endlich Du träge Dirne!" rief ihr die Stiefmutter schon von Weitem entgegen und als Theresina ihr das Töpfchen mit den Erdbeeren gegeben hatte, fing sie an das Mädchen so jämmerlich zu schlagen, daß es ausrief: „ach wäre ich doch schon weit, weit von hier, ließe mein Vater mich nur fortgehen."

„Ins Himmelsnamen geh!" rief die Frau, dein Vater ist auch gestern Abend fortgegangen und will nicht wieder kommen, weil er sagte, es gefiele ihm nicht bei mir, geh' geh', ich bin froh wenn ich dich nicht mehr sehe!" Theresina ließ sich dies nicht nochmals sagen, sie sagte der Mühle Lebewohl, wünschte dem Vater Glück und Segen auf dem Weg und trat ihren Rückweg nach der Höhle an. — Am Abend langte sie daselbst an, der Riese empfing sie ziemlich freundlich und die Bachstelze hüpfte ihr entgegen. — „Ich sehe Du bist ein Mädchen das Wort hält!" sagte der Riese, „nun so gut Du Dein Wort hältst, eben so gut werde ich auch mein Wort halten!

Du bleibst hier in der Höhle und damit Du zu Deiner Arbeit sehn kannst, will ich Dir eine Lampe bringen lassen." — Der Riese hatte kaum diese Worte gesagt, so kam ein brauner Zwerg mit einer schönen hellen Lampe, welche er dem Riesen reichte, der sie in der Höhle aufhing. Der Zwerg entfernte sich wieder und der Riese fuhr fort: Deine Arbeit soll darin bestehen, daß Du aus Goldstoff zwei Kleider nähst, wie sie Dir passen und wenn sie fertig sind, stickst Du rothe Rosen hinein.

„Ach! seufzte Theresina bisher habe ich nur Feldarbeit verrichtet, wie soll ich nun solche feine und künstliche Arbeit machen können?“ — „Die Liebe zu Deiner Bachstelze wird Dir diese Kunst schon lehren, versuch es nur,“ antwortete der Riese.

Hierauf brachten zwei zwerghafte Weiblein zwei Stücken Goldstoff, Goldfaden und bunte Seide, Nähnadeln, Scheere, kurz Alles was zu der Arbeit nöthig war.

Der Riese entfernte sich und Theresina begann ihre Arbeit. Ihre Bachstelze setzte sich zu ihr und beobachtete sie, dann flog sie fort und brachte in einem kleinen Körbchen, das sie im Schnabel hielt, Speise für Theresina und so flog das Thierchen mit dem Körbchen, das immer von Neuem gefüllt wurde, hin und her bis das Mädchen gesättigt war. Des Nachts ruhte die Fleißige auf einem Mooslager, des Tages arbeitete sie eifrig und hörte dabei auch ihr Vögelchen.

Als sechs Monate um waren, war das erste goldne Kleid fertig, und nach sechs Monaten das zweite. Da trat der Riese herein und gebot dem Mädchen, das eine goldne Kleid sich, das andre der Bachstelze anzulegen und als dies geschehen war, o Wunder! Da verwandelte sich die Höhle in einen schönen blumenreichen Garten mit einem prachtvollem Schlosse und die Bachstelze war ein allerliebstes Mädchen von zwölf Jahren geworden. Der Riese war ein stattlicher Ritter und gar schön geworden und sagte jetzt: „Sieh Theresina, Du hast die Bachstelze erlöset. Sie war ein unartiges Geschöpf und mußte zur Strafe in einen Vogel verwandelt werden, bis sie durch den Umgang mit einem guten Kinde gebessert seyn würde. Jetzt ist sie wieder gut und soll nun mit Dir in unserm schönen Zaubergarten leben.“

Theresina war nun ganz glücklich, sie und die verwandelte Miralina blieben stets Freundinnen.

Dritter Abend.

Heute traf die Reihe des Vorlesens Rudolph, er hatte sich den Canarienvogel zum Hauptgegenstande seines Aufsatzes gewählt und begann:

Der Canarienvogel.

Dieses hübsche Vögelchen wäre bei uns nicht bekannt müßt' es nicht als Gefangner unter uns leben. Sein Vaterland sind die Canarischen Inseln, dort lebt er am Ufer kleiner Flüsse und in feuchten Gebüschen. In ihrem Vaterland ist ihr Scheitel, Hals und Rücken bräunlich; Stirn, Seiten des Kopfes, Gurgel und Brust grünlich gelb, an den Seiten haben sie lange braune Streifen, die untern Theile sind weißgelb, die großen Deckfedern, Flügel und Schwanz braun. Das Canarienweibchen hat minder lebhafte Farben wie das Canarienmännchen.

Die in Deutschland ausgebrüteten Canarienvögel sind meist blaßgelb, für die schönsten gelten die citronengelben. — Der Gesang der wilden Canarienvögel soll nicht so gut sein, wie der Gesang der zahmen. — Ihre Stimme ist hübsch und die Männchen singen besser und lauter wie die Weibchen. — Sie nähren sich von allerlei Sämereien und lieben vorzüglich den Samen des Canariengrases, die Gefangenen bekommen bei uns ein Futter, welches unter dem Namen Canarienfutter bekannt ist, auch verzehren sie gern Salat, Kohl und Zucker. Sie sind ein Handelsartikel und werden immer gern gekauft.

„Die Geschichte, nun die Geschichte!" riefen die andern drei Knaben und Rudolph erzählte:

Der Tischler Ehrmann war ein redlicher Mann und ein fleißiger, geschickter Arbeiter, aber dennoch blieb die größte Armuth, sein Loos und nur spärlich konnte er seine Kinder ernähren.

Eines Tages ging er traurig aus um eine kleine Summe die er ausstehen hatte, einzufordern.

„Gott gebe daß der Vater diesmal Geld mitbringt,“ seufzte die kränkliche Mutter, ich sehne mich so sehr nach einer kräftigen Suppe, sie würde mich stärken!“

Der siebenjährige Felix hörte diese Worte und fing an leise zu weinen, damit es die Mutter nicht sehen sollte trat er an das Fenster und sein Blick fiel auf den citronengelben Canarienvogel der vor dem Fenster hing und unbekümmert sein Liedchen sang.

„Du armes Vögelein mußt Dich heute auch mit einem Blättchen Kohl behelfen, aber warte nur, es soll schon besser werden, hat nur die Mutter ihre Suppe und der Vater Brod, ehe ich noch einen Bissen esse, sollst du dein Futter haben mein Thierchen.“

Jetzt kam der Vater zurück, mit leeren Händen, er hatte seinen Schuldner nicht zu Hause gefunden und mußte den Seinen bekennen, daß er nicht im Stande sey ihnen heute ein Mittagsmahl zu verschaffen, wolle er nicht irgend ein unentbehrliches Kleidungsstück oder Hausgeräth verkaufen. Die Mutter seufzte, die kleinern Kinder schrieen über Hunger, Felix trat an das Fenster zu dem Canarienvogel. — Einen Augenblick, aber nur einen Augenblick kämpfte er mit sich selbst, dann öffnete er still das Fenster, nahm des Gebauer mit dem Vogel herein und verließ, von den Aeltern ungesehn das Gemach. — „Es hilft nichts!“ sprach er zu sich selbst, „ich gebe zwar eine große Freude weg, aber es ist für meine kranke Mutter, für meine hungernden Geschwister, und besser ist's immer ich weiß mein Häuschen bei guten Leuten im Ueberfluß, als wenn es bei mir verhungern muß.“ Und nun ging Felix mit raschen Schritten aus dem Hause und in das große gegenüberstehende Haus des reichen Banquiers Strom.

Der Knabe öffnete herzhaft die Thüre des zu ebener Erde gelegenenen Comptoirs und trat ein. Eine Menge Handlungsdiener waren mit Geldzählen, Briefe schreiben und Rechnen beschäftigt, und

der Banquier saß an seinem Schreibpulte und sah nachdenklich in sein Buch, als ob Niemand in seiner Nähe wäre. Felix grüßte mit bescheidener Freimüthigkeit und ging dann auf den Herrn Strom zu, den er höflich guten Morgen wünschte.

„Was solls! was willst Du!“ sagte dieser kurz und rauh, denn Herr Strom war ein sehr guter, aber etwas wunderlicher, bisweilen sogar barscher Mann.

„Ich wollte Sie nur bitten, mir den Canarienvogel abzukaufen!“ sprach Felix mit leiser Stimme.

„Pack Dich fort Junge, wie kann es dir einfallen mich hier zu stören!“ fuhr der Banquier den Knaben an. — „Nun — ach Gott!“ — hier floßen die Thränen den armen Felix über die Wange und Herr Strom dem das Weinen verhaßt, der aber wie schon gesagt ein guter Mann war, fragte: Was weinst du denn Junge? Und wie bist du auf den Einfall gekommen mir deinen Kanarienvogel zu verkaufen.“ — Ich weine, weil mein Vater der Tischler Ehrmann bei allem Fleiße doch heute keine Suppe für die kranke Mutter schaffen kann, und weil Sie viel Geld haben, so dacht' ich, Sie könnten mir wohl den Canarienvogel abkaufen!“ — „Richtig gedacht, was soll er kosten!“ sprach Herr Strom etwas freundlicher. — „Ich weiß es nicht, aber ich denke Sie werden wohl wissen, was das Thierchen werth ist!“ — „Nun ich sehe du hast Vertrauen zu mir, hier ist ein Goldstück, nimm es und trage den Vogel hinaus in die Vorstadt, nach meinem Gartenhause auf der Lindenstraße. Dort frage Du nur nach dem Stromschen Garten und gieb den Vogel meiner Frau, sage ich schickte ihn für mein krankes Lieschen!“ — „Ich will es sogleich thun, für das Goldstück sage ich tausend Dank, aber sind Sie so gütig und sagen Sie mir wie viel es werth ist, ich könnte sonst betrogen werden, denn ich will gleich gehn und Suppe für meine Mutter holen, die will ich ihr im Vorbeigehen hinauf tragen,“ rief freudig, aber doch etwas betrübt Felix.

„Das ist ein Dukaten mein Junge, der gilt jetzt drei Thaler sechs Groschen, nun weißt Du

es, nun geh!" sprach der Banquier, griff wieder zur Feder und schrieb fort. Der Knabe entfernte sich mit dem Canarienvogel und Herr Schütter, der alte Kassierer des Herrn Strom, der schon ein Wort mit dem Herrn reden durfte, sagte: Gehen Sie acht Herr Strom, der Bursche geht nicht zur Madame, der nimmt das Goldstück und verkauft den Canarienvogel noch einmal."

„Je bewahre Schütter, der Junge hat so ein ehrliches Gesicht, er hat mir ja auch seinen Namen genannt, wer wird schon einem Kinde so Böses zutrauen." — „Wollen sehen Herr Strom," antwortete der Kassierer. „Ja wollen sehn Schütter!" — Der Nachmittag verging, Herr Strom vergaß über seinen Geschäften den Knaben, Herr Schütter hingegen sagte leise zum Buchhalter: „Der Herr ist doch manchmal wunderlich, einem hergelaufenen Jungen einen Dukaten zu geben, ein kleiner Betrüger ist der Bursche, weiter nichts!" — Nachdem das Comptoir geschlossen war, ging Herr Strom in die Vorstadt nach seinem Garten. Er fand seine Gattin im Pavillon, und sein vierjähriges, nervenkrankes Töchterchen beschäftigt einen Canarienvogel zu füttern.

„Nun Schütter, hat der Knabe den Vogel nicht hergetragen?" sagte er zu diesem, den er mitgenommen hatte, triumphirend. — „Freilich, ich muß gestehn, ich war diesmal zu mißtrauisch, wer weiß aber, ob seine Aeltern den Dukaten gesehen haben, den hat er sicher vernascht."

„Wollen sehn Schütter!" sprach Herr Strom. — Jetzt bedankte sich Lieschen bei dem Vater für den hübschen Canarienvogel und schlug vor Freude über das muntere Thierchen in die Hand.

„Es ist recht schön, Vater, daß Du Lieschen diese Freude bereitet hast," sagte Madame Strom, eine sanfte, freundliche Frau; „obgleich mich der Knabe der den Vogel brachte, recht dauerte, denn er nahm mit Thränen von ihm Abschied." — „Ich habe ihn auch gebeten, seinen Liebling einmal zu besuchen und Mutter hat es erlaubt," plauderte Lieschen.

„Gut, gut!" sagte der Vater und Schütter murmelte: „Bettelbuben in's Haus nehmen!"

Den andern Morgen in aller Frühe zog Herr Strom Erkundigungen über den Tischler Ehrmann und seine Familie ein. Er erfuhr, daß Ehrmann durch Krankheit und andere unverschuldete Unglücksfälle in Armuth gekommen wäre, und daß der kleine Felix ein gutherziger, anstelliger Junge sey, der den Dukaten richtig an seine Aeltern abgeliefert hatte. — Herr Strom gab keinem Strassenbettler, borgte keinem jungen Verschwender, aber wo er sah, daß seine Hülfe wirklich nützen konnte, war er gern mit Vorschuß und Gaben bereit. — Er ließ noch denselben Tag Meister Ehrmann rufen und bot ihm einen Vorschuß von zweihundert Thalern an. Dann fragte er ihn, als dies Geschäft besprochen war, was er mit Felix anfangen und ob er ihm den Knaben zum Laufburschen lassen wolle; „ich will ihm," schloß Herr Strom seine Rede, „freie Wohnung, Kost und Kleidung geben, ihn in die Schule schicken, aber in freien Stunden muß er für mich thätig sein."

Ehrmann nahm dies Anerbieten mit vielem Danke an, Felix wurde gerufen und der Knabe erklärte sich mit Freuden bereit zu Herrn Strom zu ziehen, nur müsse ihm vergönnt seyn, alle Tage seinen Aeltern guten Tag zu sagen. — „Der Bursche ist dankbar!" bemerkte Herr Strom und Felix zog schon den andern Tag in Herrn Stroms Haus. Von jetzt an kam Felix in eine bessere Schule, nach beendigten Schulstunden mußte er verschiedene Aufträge des Herrn besorgen und nach und nach stieg er in der Gunst der Madame Strom so sehr, daß er der Gespiele des kleinen Lieschens wurde. — Alle im Hause hatten den flinken hübschen Buben gern, nur Herr Schütter sprach bisweilen vom „Verziehen" des Jungen. — Ein Jahr und darüber war hingegangen und Felix mußte nun schon auf die Post gehen. Eines Tages kam er blaß und mit verweinten Augen zu Herrn Strom. — „Nun was ist geschehn?" fragte dieser.

„Ach ich unglücklicher Knabe, ich habe einen von den Briefen die auf die Post sollten verloren, den an das Frankfurter Haus." — „Schreiben Sie noch einmal!" rief schnell der Banquier dem

ersten Comis zu. — Herr Schütter rief zornig: „Du nachlässiger Junge, wie soll man Dir noch einen Brief anvertrauen. — Herr Strom dagegen, welcher sonst sehr heftig war, sagte gelassen: Nun, nun Schütter, irren ist menschlich und der Felix hat doch gleich seinen Fehler ehrlich gestanden und somit gut gemacht. — Felix küßte Herrn Stroms Hand und dieser nahm ihn des Abends mit hinaus nach dem Garten, wo er mit Lieschen spielte und den Canarienvogel mit Salat versorgte.

Wieder vergingen Jahre, Felix war vierzehn Jahr alt und wurde confirmirt. Mit tiefer Rührung und inniger Dankbarkeit gegen seine Aeltern und seine Wohlthäter, empfing er zum Erstenmale das heilige Abendmahl. Den andern Tag sagte Herr Strom: nun Felix, du hast in der Schule etwas gelernt, „nun ist's Zeit daß du dir einen Beruf wählst, zu was hast du Lust?"

Felix seufzte. — „Rede doch!" sagte Madame Strom gütig.

„Ich möchte gern die Handlung erlernen, aber mein Vater meint, ein Kaufmann müsse Vermögen haben, und obgleich er durch ihre Güte sich jezt emporgearbeitet habe, so könne er mich doch nicht genug unterstützen, um —" — „Lerne nur was Junge, dann bin ich auch noch da!" — unterbrach ihn der Banquier und der glückliche Felix wurde Lehrling in Herrn Stroms Handlung. Herr Strom war bald sehr zufrieden mit ihm, sogar Herr Schütter, der unfreundliche Mann gewann den Jüngling lieb. Er hatte hübsche Sprachkenntniße und vervollkommnete sich in einigen Jahren so im Englischen, Französischen und Italiänischen, daß er, als der Comis welcher die Correspondenz mit den englischen Handelshäusern geführt hatte, abging, sie nun eben so gut fortsetzte.

Seine Aeltern hatten große Freude an dem Sohne, die jetzt ganz gesunde Mutter, nannte ihn oft die Freude ihres Alters und Herr Strom und Meister Ehrmann stritten sich bisweilen, wer wohl den jungen Menschen lieber habe, der Pflegevater oder der leibliche Vater.

Als Felix ausgelernt hatte, sagte der Banquier, „nun Felix mußt du dich weiter versuchen.

Hier sind Briefe aus London, willst du hin?" — „Wenn Sie es für gut halten, gern!" „Also abgemacht! Zögern taugt nichts, deine Wäsche ist im Stande, deine Kleider auch, morgen Abend gehts fort!" — Felix schwieg; er ging zu seinen Aeltern, die Alles was Herr Strom anordnete billigten, er packte seine Sachen und nahm von seinen Bekannten Abschied. Den letzten Tag widmete er ganz seinen Aeltern und der Madame Strom und Lieschen. Mit tausend Thränen und Segnungen wurde er entlassen, tausend Danksagungen und Segenswünsche ließ er zurück.

Madame Strom und Lieschen hatten ihn reichlich mit Wäsche, Herr Strom mit Reisegeld versehen, und so verließ er betrübt, aber doch hoffnungsvoll die Heimath, um in der Fremde sich auszubilden und auf ehrliche und rechtschaffene Weise sein Glück zu versuchen.

Ein Jahr war wieder verstrichen, Felix hatte oft geschrieben und sein jetziger Prinzipal Herrn Strom mitgetheilt, daß er mit seinem Comis außerordentlich zufrieden sey. Jetzt meldete Felix, daß er in Handelsgeschäften für seinen Herrn nach Indien reisen würde, erbat sich zu dieser Reise den Segen seiner Aeltern und Pflegeeltern und sandte den ersteren ein kleines Sümmchen welches er sich erspart hatte. Frau Ehrmann weinte, als sie hörte daß ihr Sohn eine so weite Reise vorhabe, doch die Uebrigen und besonders Herr Strom, sprachen ihr Trost zu!

Lieschen, Felixens Spielgefährtin und Pflegeschwester war unter dieser Zeit zu einer schönen tugendhaften Jungfrau aufgeblüht. Sie spielte nicht mehr mit den Puppen, auch nicht mehr mit dem Canarienvogel, aber sie fütterte ihn täglich und versorgte ihn mit Zucker und Kohl; des fernen Pflegebruders dabei gedenkend. — Ein einziges Mal hatte Felix aus Indien geschrieben, die Geschäfte für das Handlungshaus gingen gut, er selbst hatte einigen Antheil davon und schon eine Summe gewonnen. — Als Herr Strom den Brief den Seinigen vorgelesen hatte, sagte er lächelnd: „denkt an mich, der Felix wird noch sein Glück machen und Herr Schütter der dabei stand sprach:

das glaub ich selbst Herr Strom, der Felix ist ein tüchtiger Kaufmann, ich hätte das nicht in dem Menschen gesucht, als er damals mit dem Canarienvogel kam, das Bübchen!"

Lieschens Geburtstag war der Johannistag, an ihrem einundzwanzigsten Geburstage nun stand sie früh auf und eilte hinab in den Garten, Gott für ihr Leben zu danken und sich an dem herrlichen Morgen zu freuen. Als sie an dem Pavillon vorbei kam, fiel es ihr ein, dem Canarienvogel, der in demselben seine Wohnung hatte, auch guten Morgen zu sagen. Als sie eintrat gewahrte sie einen jungen Mann in Reisekleidern, welcher an dem Vogelbauer stand und dem Thierchen Zucker gab.

„Felix, rief Lieschen und Felix stand wirklich vor der Ueberraschten, selbst überrascht sie hier zu finden. — Sie begrüßten einander aufs herzlichste und gingen dann zusammen zu den Aeltern, welche sich über Felix Ankunft recht innig freuten und sogleich seine Aeltern und Geschwister herbeiholen ließen. Nun war großer Jubel. Felix erzählte, daß er seine Geschäfte in Indien glücklich beendigt habe und sich nun in seinem Vaterlande niederlassen wolle. Dieß geschah, Felix wurde Herrn Stroms Compagnon und ein Jahr später Lieschens Gatte. Viele Jahre lebte er vergnügt mit ihr, der Canarienvogel war gestorben und ausgestopft worden. Als Felix sein fünfundzwanzigjähriges Handelsjubiläum feierte, war ein großes Fest in seinem Hause. Oben an der Tafel saßen der nun sehr alte Herr Strom mit seiner Gattin und die greisen Aeltern von Felix. Als die Gesundheiten ausgebracht wurden, stand der siebenundachtzigjährige Schütter auf und kam nach einer kleinen Weile mit einem Glaskästchen wieder in welchem der Canarienvogel ausgestopft stand.

„Jetzt," sprach der Greis, „wollen wir den Canarienvogel leben lassen, denn er legte den Grundstein zum Glück unsers Felix!" „Er lebe!" riefen Alle und nun wurde ein Lied ausgetheilt und angestimmt:

Vögelein was singst du so früh?
Kindeslieb schlummert ja nie!
Gehe mein Knabe und gieb mich nur hin,
Bringt es den Aeltern heut guten Gewinn!"
Vögelein was singst du so früh?
„Geh und zög're ja nie!"

Vögelein was singst du so laut?
Nur auf den Himmel vertraut!
Armer Knab' fand'st einen redlichen Mann,
Er nahm sich deiner voll Vatertreu an:
Vögelein, ja singe stets laut;
„Nur auf den Himmel vertraut!"

Vögelein was singst du so fein?
Wer gut ist, froh kann der seyn!
Warst du als Knabe schon ehrlich und gut,
Hattest als Jüngling auch kräftigen Muth;
„Vögelein sing lieblich und rein
Wer gut ist kann sich stets freun!"

Vögelein was singst du so spät?
„Daß es ihm glücklich jetzt geht.
Er ist geworden ein thätiger Mann,
Wandelt voll Treue den Seinen voran.
Vögelein sing' fröhlich und laut
Nur auf den Himmel vertraut!"

Hier endete Rudolphs Erzählung, welche allgemeinen Beifall erhielt.

Vierter Abend.

Heute zog Moritz ein Blatt Papier hervor und sagte: „eine Erzählung habe ich nicht, aber eine Fabel und zum Gegenstande derselben habe ich den

Distelfinken

gewählt.“ Er las: Ein Distelfinke saß, ein fröhliches Lied singend auf einer Ulme, da ging ein Pfau vorüber und sprach, indem er ein Rad schlug, stolz zu dem Distelfinken: „du armseliges Thier, singen wie du kann ich auch wenn ich will, aber ich bin zu stolz um den Leuten etwas vorzusingen; denn ich bin der König der Vögel und keiner ist so schön wie ich.“

Der Distelfinke ärgerte sich, aber er sagte kein Wort und sang fort, als habe ihm des Pfaues Rede nicht im geringsten verdroßen. Der Pfau fing wieder an zu sticheln und der Distelfinke ärgerte sich so sehr, daß er aufhörte zu singen, und immerfort dachte: ach wäre ich nur so schön wie der Pfau, so angesehen und geehrt, was habe ich von meinem einfältigen Singen?

Den andern Tag kam der Pfau wieder und sagte spöttisch: „nun du singst ja nicht mehr, was ist dir denn?“ — „Ach!“ sprach der Distelfinke, „ich wollte dir gern meine Stimme geben, wenn du mir nur einige von deinen schönen Federn schenken wolltest, mit denen ich mich aufputzen könnte!“ — „Gut,“ sagte der neidische Pfau, „ich will dir einige von meinen Federn geben, wenn du mir deine Zunge giebst, oder doch wenigstens ein Stückchen davon.“

„Du verlangst viel!“ seufzte der Distelfinke, das kann ich nicht!“ — „Nun so bleibe unscheinbar wie bisher,“ erwiederte stolz der Pfau und schlug im Fortgehen ein Rad, daß alle übrigen

Vögel ihm voll Neid nachsahen. — Indem kam Meister Reinecke vorübergegangen, und artig wie immer, grüßte er zu dem Ulmbaume hinauf und fragte theilnehmend: „wie geht es lieber Distelfinke, du scheinst sehr verstimmt, kann ich dir vielleicht mit Rath oder That beistehen, so befiehl über mich.“ Die Distelfinke sagte: „ja wohl bin ich verdrießlich,“ und erzählte in ihrem Aerger Alles was sich zwischen ihr und dem Pfau begeben.

„Aber das mußt du doch gestehn, wunderschön sieht der Pfau aus und wenn er dir von seinen Federn nur vier gebe — darunter thu es nicht, auch bedinge dir hübsch die schönsten aus — so könntest du schon ein ganz kleines Stückchen Zunge darum geben, kein anderer Distelfinke kann sich dann mit dir messen, ehrlicher Junge.“ — „Nun wie du meinst, Recht hast du und am Ende wächst mir das bischen Zunge wieder an;“ erwiederte der Distelfinke. „Freilich, freilich, ehrlicher Distelfinke!“

Fuchs und Distelfinke trennten sich und letzterer flog davon, den Pfau aufzusuchen, welcher den kleinen Vogel liebreich aber doch etwas stolz empfing. Sie wurden indeß bald Handels einig, der Pfau, obgleich neidisch, doch ehrlich, schickte sich an einige Federn welche er verloren und gesammelt hatte, hervorzuholen und der Distelfinke riß sich nicht ohne Schmerz ein Stückchen Zunge los und gab es den Pfau, welcher dafür diesem die Federn überreichte. Sie schieden ziemlich freundschaftlich und der Distelfinke putzte sich mit den Federn auf so gut er es vermochte. Stolz schritt er nun umher, zu fliegen vermochte er nicht, denn die langen Pfaufedern verhinderten ihn daran, und alle Vögel sahen ihm nach, was ihn nicht wenig freute. Einige Distelfinken lachten, was der geputzte Distelfinke für Neid auslegte, andere spotteten über ihn, was ihn nicht wenig verdroß. Einen Tag stolzierte er so umher, dann bekam er wieder Lust zum Fliegen, und seufzte bei sich selbst; „ach wie beschwerlich ist der ungewohnte Staat.“ Den andern Tag sah er andere Distelfinken auf hohe Bäume fliegen und hörte sie von da herab fröhlich singen, und die Sehnsucht sich aufzuschwingen,

wurde so mächtig in ihm, daß er die Pfauenfedern von sich warf und emporflog. Oben wollte er auch singen, aber es gelang ihm nicht mehr wie sonst, weil ihm das Stückchen Zunge fehlte und traurig schwieg er. — Als der Pfau später dem Fuchse begegnete, sprach der Pfau: „Meister Reinecke dein Rath war nicht besonders, das Stückchen Zunge von dem Distelfinken habe ich verschluckt und bin deßhalb doch kein Sänger geworden.“

Der Fuchs lächelte und bedauerte dann den Pfau mit vielen höflichen Worten, aber er spottete ihn nicht aus, denn der Pfau war ja ein großer, vornehmer Vogel. — Als später der Distelfinke dem Fuchse begegnete, stammelte dieser: „ach Fuchs dein Rath war schlecht, ich bin um keine Feder schöner geworden und habe noch obendrein meine schöne Stimme verloren.“ — „Wer giebt aber auch gleich seine Zunge her!“ — fuhr der Fuchs ihn an, „jedoch,“ fügte er sanfter hinzu, „habe ich Mitleid mit dir. Komm her, zeige mir deine kranke Zunge, ich will sie heilen.“ Der Distelfinke kam, und der Fuchs fraß ihn auf.“

„Ganz richtig lieber Moritz,“ bemerkte der Prediger, „so ist es unter den Menschen auch. Die besten Gaben tauscht der Mensch oft für eitlen Schimmer ein, falsche Freunde bestärken ihn dann in seinem Vorhaben um ihn um so sichrer zu verderben! Wer klug ist behält was er hat!“ —

Fünfter Abend.

„Obgleich heute die Reihe des Erzählens wieder an Wilhelm ist, so will ich doch, weil heute Sonntag ist, statt seiner erzählen," sagte der Oberförster und erzählte:

Der Emmerling

eigentlich Goldammer oder Goldhähnchen genannt, ist unter den europäischen Vögeln der kleinste. „Nun die Geschichte, die Geschichte, Vater!" riefen die Knaben.

„Ja, die Geschichte!" lächelte dieser, da muß ich eine Begebenheit aus meinem eigenen Leben erzählen; nun so hört mir zu:

Als ich noch Jägerbursche war — denn ich mußte erst Jägerbursche werden, ehe mich mein seliger Vater auf die Forst-Academie that, also, als ich noch Jägerbursche war, hatte ich eben kein besonders gutes Leben. Mein Herr, der Oberförster Werner, war ein strenger barscher Mann, seine Hausfrau der Geiz in eigener Person und der ältere Jägerbursche mochte mich nicht leiden. Was ich auch sagte und that, um mir meines Prinzipals Liebe und meines Cameraden Freundschaft zu gewinnen, es fruchtete Alles nichts und ich konnte meines Lebens nicht recht froh werden.

Daß ich mit andern Menschen umging litt der Oberförster nicht, und so bestand meine Gesellschaft nur aus meinem großen Jagdhunde Diana und aus dem zahmen Goldammer, der im Hause umher flog. — Das Thierchen hatte vorzugsweise mich lieb, ruhte oft auf meiner Hand oder auf meiner Schulter und ich durfte wagen es mit in's Freie zu nehmen, es flog mir nicht davon.

Eines Abends war der Oberförster vorzüglich verdrießlich, der ältere Jägerbursche ganz mürrisch

und die Frau vom Hause hatte verweinte Augen, und die alte Magd ging mit gesenktem Haupte umher. — Den Nachmittag war ich mit Renaten, der Magd allein und konnte mich nicht enthalten zu sagen: „in diesem Hause ist doch keine Spur von dem fröhlichen, lustigen Jägerleben, das ich mir immer so schön vorgestellt habe."

„Ach Mosje Ernst, sonst war es anders, aber seit der große Demant aus dem Hause verschwunden ist, ging auch Glück und Frohsinn mit ihm dahin."

„Der große Demant hat Glück und Frohsinn mitgenommen?" fragte ich neugierig, „Renate, du willst mir wohl Mährchen aufbinden?"

„Bewahre, hören Sie nur. Die Frau Oberförsterin hat vor langer Zeit von ihrer Großmutter einen Ring mit einem großen, kostbaren Demant geerbt. Kind, hat ihr die Großmutter auf dem Sterbebette gesagt, dieser Demant ist nun über hundert Jahre in unserer Familie und hat uns immer das Glück erhalten. Er rührt von einem frommen Pilger aus Palästina her, welcher es meinem Großvater strenge befohlen hat, den Demant hoch und heilig zu verwahren. Dies hat nun auch die Großmutter gethan und alle übrigen Frauen in der Familie bis auf die Frau Oberförsterin. Diese hat vor zwei Jahren den Ring dem Herrn an den Finger gesteckt, weil er Staat machen sollte — denn der Fürst war eben da, und an diesem Tage hat ihn der Herr verloren und mit ihm das Glück!"

„Das Glück" Aberglauben, wie kann ein vernünftiger Mensch glauben, daß das Glück an einem Ringe hängt, schalt ich."

„Ja, es kommt mir selbst so vor," erwiederte die Magd, „merkwürdig aber ist es doch, daß die Herrschaft nach wenigen Tagen tüchtig bestohlen wurde — was unter uns gesagt — die Frau so karg gemacht hat, und der Herr hat, seitdem kein Jägerglück mehr, ist übellaunig und brummig geworden, und der alte Jägerbursche Kunz ist es zur Gesellschaft mit."

Unser Gespräch wurde unterbrochen, ich ging hinaus in den Wald, unwillkührlich denkend: „wie kann man doch so abergläubisch seyn!“

Vier Wochen später wurde der hübsche Goldammer durch einen Steinwurf von einem tückischen Knaben getödtet. Der Tod dieses Thierchens schmerzte mich so sehr, daß mir die Thränen in die Augen traten. — „Du sollst auch recht ehrenvoll begraben werden,“ sagte ich zu dem todten Goldammer, legte ihn in ein Kästchen und trug es hinaus in den Wald. — Dort suchte ich mir eine recht hübsche Stelle aus, tief im Dickicht um das Thierchen zu begraben. Ich grub mit Hülfe meines Jagdmessers eine kleine Vertiefung in die Erde und noch hatte ich kaum einen Zoll tief gegraben, da funkelte mir etwas Blitzendes entgegen, es war ein Demantring, sicher der Demantring der Oberförsterin.

Schnell begrub ich das Vögelein und eilte mit dem Ringe nach Hause. Ich ging gleich zur Oberförsterin, die den Ring erkannte und sich ungeheuer darüber freute.

Von nun an ward ich der Liebling, im Hause herrschte nun wieder Leben und Frohsinn, und als ich nach einigen Jahren von der Forst-Academie wieder zu dem Oberförster kam, schlug mich dieser dem Fürsten zum Nachfolger vor.

Die Kinder dankten dem Vater für diese Geschichte und der muntere Wilhelm sang:

Goldhähnchen, zierlich Vögelein
Du bist so drollig, singst so fein,
Wohl klein, doch von gar schöner Art,
Gewandt, gar listig, froh und zart.

Wenn rüst'ger Jägerhorn erschallt,
Entfliehst du in den Nadelwald.
Und seh'n sie dich, so bunt und hold,
So meinen sie, 's sey fliegend Gold.

Sechster Abend.

Wilhelm hatte heute Kopfschmerz gehabt und seine Aufgabe nicht machen können, Heinrich war auch noch nicht fertig damit, weil heute die Reihe nicht an ihm war, deßhalb sprach der Prediger über den

Finken.

Der Garten-, Buch-, Edel-, und gemeiner Fink ist ein beliebter Singvogel und sein Gesang wird, weil er die verschiedenen Silben so hart von einander absondert und gleichsam ausspricht, ein Schlag genannt. In Deutschland ist er sehr häufig. Er ist ein Zugvogel, nur einzeln bleiben sie bei uns. — Ihr Gesang ist angenehm und da die Finken gelehrig sind, so wendet man allerlei Künsteleien an, ihren Gesang zu bilden. Man nimmt Junge aus dem Neste und hängt sie neben einen alten Finken, der es im Gesange zu einer Art von Virtuosität gebracht hat. Besonders geschieht dies in den Fabrikdörfern Thüringens, wo man eine Art Luxus damit treibt, weite Reisen darnach macht und gute Schläger theuer bezahlt. Man sagt, daß ein armer Messerschmied in der Sucht für Finken, einmal eine Kuh für einen Finken gegeben haben soll.

Kaiser Heinrich I. war ein leidenschaftlicher Liebhaber von Singvögeln, sein größtes Vergnügen bestand darin, auf den Vogelfang zu gehen und die Finken erhielten wieder unter den übrigen Vögeln den Vorzug. — Er befand sich eben am Finkenherde, als die Abgesandten des deutschen Reiches kamen, ihm zu verkündigen, daß er zum deutschen Kaiser erwählt worden sey. Deßhalb erhielt er auch von seinen Zeitgenossen den Namen: Heinrich der Finkler, unter welchem er noch in der Geschichte fortlebet.

Siebenter Abend.

Die Reihe zu erzählen traf heute Wilhelm. — „Nun, was hast du denn mitgebracht? fragte ihn der Oheim. — „Einiges über den Gimpel und eine Fabel.“

„Nun so laß hören,“ sagte der Oberförster und Wilhelm hob an:

Der Gimpel

auch Dompfaffe oder Rothgimpel genannt, ist als Stubenvogel sehr beliebt. Sein Aeußeres, wie sein zutrauliches sanftes Wesen, wodurch er sehr zahm wird, besonders aber seine Gelehrsamkeit, empfehlen ihn. Er lernt leicht allerlei Kunststückchen und läßt sich gut abrichten Melodieen zu pfeifen. Uebrigens giebt es auch unter diesen Vögeln verschiedene Spielarten. Im Norden von Europa und Asien findet man diesen Vogel und ist zur Zug- und Strichzeit in den größten Wäldern gemein. Er ist theils Zug- theils Strichvogel — „doch zur Fabel!“

Gar süß und lieblich sang im grünen Hain,
Die braune Nachtigall ihr schmerzend Lied,
Sie sang von Frühlingslust und Sonnenschein,
Sie sang: die Rose glüht, die Rose blüht!
Ein Gimpel hörte das, der aus dem Bauer
Entflohen war, er sprach mit hohem Ton:
„Fürwahr, Frau Nachtigall, karg ist dein Lohn,
Und stets zu singen wird dir Aermsten sauer,
Denn du singst deine Lieder nur so hin,
Und bist fürwahr noch keine Künstlerin,
Dies, Philomele, glaube mir.
Dein Ton ist just nicht schlecht, drum will ich mich bequemen,
Dich von jetzt an in meine Schul' zu nehmen,
Vielleicht wird dann etwas aus Dir!“
Die Nachtigall sieht jetzt den Gimpel an,

Lacht still für sich und saget dann:
Wohl singst du allerlei, doch lauter fremde Weisen,
Dir lehrte man sie mühsam ein,
Sollst du jetzt singen, nur aus dir allein,
Man würde dich als Sänger wenig preisen.
Ich singe wie Natur und Herz mich lehren,
Und fremden Kling Klang kann ich leicht entbehren.

„Gut,“ sagte der Oberförster, und der Pastor ein allzeit fertiger Improvisator fügte hinzu:

Zwei Dichter hörten dies und lachten —
Ob sie an fade Uebersetzer dachten? —

Achter Abend.

„Heute“ sagte Heinrich, „habe ich zum Gegenstande meiner Betrachtung ein Thier gewählt, welches wir täglich sehen, nämlich:

Das Huhn.

Es giebt mehrere Gattungen von Hühnern, das gewöhnliche deutsche Huhn, das Makartneyische Huhn, das Sonnerats-Huhn, das kupferfarbne Huhn, das Huhn von Bankira.

Die gewöhnliche Gattung von Hühnern ist schon in den ältesten Zeiten zum Hausthiere gemacht worden. Indien wird als sein Vaterland angegeben. Durch den veränderten Aufenthaltsort haben

auch sie sich verändert, wie fast alle Thiere, welche der Mensch zu seinen Sclaven gemacht hat. — „Erzähle doch lieber die Geschichte," bat Rudolph.

„Ein reicher Graf" fing nach einer Pause Heinrich wieder an, kam einst des Abends spät durch einen langen Wald. Der Himmel entlud sich fürchterlicher Regengüsse, die Pferde waren matt und der Graf beschloß in dem ersten Hause, welches sich ihm schon durch Lichterschein aus der Ferne verrieth, um ein Nachtlager für sich, seinen Kammerdiener, Kutscher und die müden durchnäßten Rosse zu bitten. Das Haus war ein Gasthaus, das einzige weit und breit. Die Wirthsleute kamen dem vornehmen, und wie der Anschein auch zeigte, reichem Herrn, sehr freundlich und ehrerbietig entgegen. Der Wirth schürte das Feuer im Kamine an, die junge Wirthin bereitete ein schmackhaftes Mahl und der Knecht half draußen im Stalle dem Kutscher. Ein kleines Mädchen ging ab und zu.

„Sie wohnen hier recht abgelegen," sagte der Graf, nachdem er sich in dem Gemache umgesehen hatte, „fürchten Sie sich nicht vor Dieben?"

„Nein! ich bin ohne Sorgen; denn bei uns armen ehrlichen Leuten ist wenig zu holen:" entgegnete der Wirth.

Der Graf schwieg. Die Wirthin deckte den Tisch und trug das Mahl auf, es mundete dem Grafen vortrefflich, der Wirth sah von Ferne zu. Jetzt flog ein bunter, schön gezeichneter Hahn auf den Tisch und pickte mit seinem Schnabel nach dem Brode des Gastes, welcher das schöne Thier aufmerksam betrachtete und es fütterte.

Hierauf begab sich der Graf nach dem für ihn bestimmten Gemache um sich zur Ruhe zu legen.

„Hast du den schönen, bunten Hahn bemerkt, Martin?" sagte der Graf gütig zu seinem Kammerdiener, als dieser sich anschickte ihn auszukleiden, vor Kurzem sah ich ein Gemälde, unsern Herrn Jesu und Petrus darstellend, wie der Herr zu dem Jünger sagt: „Ehe der Hahn dreimal

kräht, wirst du mich dreimal verrathen! Auf diesem Gemählde befand sich gerade so ein Hahn wie der des Wirths!"

Der Kammerdiener war während der Rede seines Herrn bald blaß, bald roth geworden.

Einen Augenblick schien er unentschlossen in seinem Innern zu seyn, dann stürzte er zu den Füßen seines Gebieters und stammelte: Vergebung gnädiger Herr, Vergebung, ich will Alles gestehn!"

Der Graf war über das Betragen seines Dieners ganz erstaunt und vernahm nun von ihm: daß dieser seine Jugend in schlechter Gesellschaft zugebracht und erst später in den Diensten des Grafen zum ehrlichen Manne geworden war.

In neuerer Zeit hatte er wieder angefangen zu spielen und verspielt. Zu dieser Zeit war er mit einem Jugendbekannten, dem Wirthe der Waldschenke wieder zusammen getroffen. Dieser ein schlechter Mensch, welcher von Räubereien lebte, verleitete ihn: seinen Herrn an ihn zu verrathen. Der Kammerdiener wußte den Kutscher durch einige falsche Andeutungen vom rechten Wege abzubringen und als dies geschehen war, schlug derselbe, vom Unwetter begünstigt, seinem Gebieter die Waldschenke als Nachtquartier vor. Der Kammerdiener schwur, daß der Graf nur habe beraubt werden sollen, und rieth ihn sich leise zu entfernen. Der Graf hatte keine Zeit jetzt eine nähere Untersuchung anzustellen. Der Kammerdiener ging den Wirth und die Seinen sicher zu machen, der Kutscher erhielt vom Grafen Ordre gleich ein Pferd für ihn zu satteln, auf diesem sprengte er nach der nächsten Stadt und zeigte den Vorfall den Gerichten an.

Am andern Tage gingen diese dahin ab von Militair begleitet, der Wirth, sein Weib und der Knecht wurden des Raubes überführt und festgenommen. Der Kammerdiener hatte durch sein reuiges Bekenntniß sich der größesten Milde zu erfreuen und der Graf, um ihn durch Großmuth zu bessern, nahm ihn wieder in seine Dienste.

Er besserte sich auch wirklich und wurde der treueste Diener des Grafen. Seines Herrn Worte: „ehe der Hahn dreimal kräht, wirst du mich dreimal verrathen," hatten ihn an seinen Verrath erinnert. Er ließ sich zum Andenken den Hahn mahlen und hing ihn mit der Unterschrift in seinem Gemache auf.

Neunter Abend.

Die Knaben und Mädchen im Forsthause umschwärmten heute jubelnd die Mutter, weil sie ihnen statt des Butterbrodes, Honigsemmeln reichte.

„Es schmeckt doch nichts lieblicher als Honig!" rief Moritz aus, „und wie gesund ist er!" fügte Wilhelm hinzu, indem er es sich wohlschmecken ließ.

Die Mutter sah den Kindern lächelnd zu und der Vater fragte: „nun Rudolph, was weißt du von der Biene zu erzählen?" — Dieser ließ sich nicht zweimal fragen und hob an: Es giebt mehrere Arten von

Bienen,

oder wie sie hier und da genannt werden, Immen, die Hügelbiene, die Garten-Hügel-Biene, die Waldbiene, die Wollfußbiene, die Dichron, die Blumenbiene, die Holzbiene, die Honigbiene, die Hummelbiene.

Die nützlichste von allen ist unstreitig die Honigbiene. Die Arbeitsbienen sind am klein-

sten; die Männchen (Drohnen), viel größer und gedrungner, die Weibchen, (Königin, Weiser, Weisel) größer als die Arbeitsbienen.

Außer der Schwarmzeit ist nur ein Weibchen im Stocke. Männchen oder Drohnen befinden sich gegen 1500 und Arbeitsbienen gegen 20,000 in einem Stocke. Die letztern sind jene Thierchen, welche durch ihren Fleiß, ihre Liebe, Ordnung und Reinlichkeit und die Kunst die 6eckigen Zellen an einander zu bauen und daran große Tafeln aufzurichten, sich so sehr auszeichnen.

„Ich habe die Bienen gar zu lieb,“ fiel hier die Mutter ein, „meine Eltern hatten auch Bienen und der Tag, an welchem der Honig ausgenommen wurde, war für uns Kinder jederzeit ein Festtag. Waren die Stöcke ergiebig, freuten wir uns doppelt; denn das Geld, was durch Honig und Wachs in das Haus kam, durfte die Mutter zu Christgeschenken für uns verwenden.“

„Ich habe auch die Bienen immer gern gehabt,“ bemerkte der Pastor und erst kürzlich meiner Tochter ein Fabelchen von der Biene gelehrt. Weißt du es noch auswendig, so sage es einmal.“

Das kleine Mädchen sann einen Augenblick nach, dann sagte es:

Im Garten flog ein bunter Schmetterling,
Von einer Blüthe zu der schönen Blume,
Er schien erfüllt von seinem hohen Ruhme
Und drehte eitel sich, schnell um den Ring.
Jetzt traf er bei des Gartens holdster Rose,
Ein Bienchen an und sprach, „ey guten Tag,
Wie geht's, stets fleißig? Sag' mir kleine Loose
Wie man sich doch wie du stets plagen mag.
Du sammelst Wachs und Honig, nicht für dich,

Beraubt wirst du, kaum, daß dir Menschen danken,
Nimm mich zum Muster, lebe frei wie ich,
Ganz deinen eig'nen fröhlichen Gedanken.
Das wäre mir — für Andere fleißig sparen,
Um oftmals schnöden Undank zu erfahren!"
Die Bien' erwiederte: „Herr Schmetterling,
Vielleicht scheint meine Meinung dir gering,
Doch will ich sie dir offen jetzt mittheilen,
Hast du wohl Ruh' genug, noch zu verweilen?
Du sagst: ich ärndtet' oftmals Undank ein;
Da hast du Recht, ja, ja, es mag so seyn,
Indeß wenn diese auch mich stolz verkennen,
Giebt's Andere, die mich stets mit Ehren nennen.
Und nun der Guten Dank muß man ertragen,
Was schlechte Leute von dem Fleiße sagen.
Indeß gedacht' auch Niemand ehrend mein,
Ich könnte doch fürwahr nicht müßig seyn.
Wer immer fleißig ist auf guten Wegen,
Der findet in sich selbst den Lohn, den Segen!"

„Merket Euch das Fabelchen, wenn Ihr in Zukunft ungerechte und lieblose Urtheile hört, oder der Lohn für Eure Arbeit ausbleibt.

„Auch unser großer deutscher Dichter Friedrich Schiller hat der Biene gedacht, bemerkte der Prediger. Kinder, nehmet den Vers in Euer Gedächtniß auf:

An Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein;
Dein Wissen theilst du mit erhab'nen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein!

Zehnter Abend.

Als sich wie gewöhnlich des Abends alle um den Kamin versammelt hatten, zog der sinnige Rudolph einige beschriebene Blätter hervor und las:

Das Königlein oder der Zaunkönig.

Dieser Vogel kommt in ganz Europa vor, doch häufiger im Norden als im Süden. In Deutschland ist er ein Stand- oder Strichvogel. Gern hält sich der Zaunkönig bei Dörfern und Städten auf, wenn nur in den Gärten wildes Buschwerk nicht fehlt. Todte Zäune liebt er sehr, daher der Name Zaunkönig, Zaunenschnurz. Er ist lustig zu jeder Zeit, wenn auch die übrigen Vögel alle traurig sind. Das Nest legt der Zaunkönig bald hoch bald tief an, in Strohdächern, unter Dachsparren, in Mauerspalten u. s. w.

Der Gesang des Männchen ist sehr angenehm, und so stark, daß der, der es noch nicht weiß, einem so kleinen Vogel schwerlich eine solche Stärke des Tones zutrauen möchte.

„Eine Geschichte vom Zaunkönig weiß ich nicht zu erzählen, wohl aber ein Liedchen," fuhr Rudolph fort und declamirte:

Was singt so hold im Sonnenschein?
Es ist das kleine Königlein.
Es hüpfet hin zum Wiesenquell,
Und singt sein Liedchen froh und hell.

Was singt so laut im Sturmeswehn?
Läßt sich doch rings kein Vög'lein sehn!
Zaunkönig ist's der fröhlich singt,
Vom Zweig zu Zweige lustig springt.

Was singt so hell bei Schnee und Eis?
Singt ja kein Vogel, 's grünt kein Reis,
Zaunkönigleín singt wohlgemuth,
Hat selbst im Winter frischen Muth.

Was schaut sich um voll Neubegier?
Zaunkönig ist's, das munt're Thier.
Es ist ein kleiner Ueberall,
Im Garten, bald am Wasserfall.

Du liebes Vögelein sey gegrüßt,
Weil du stets froh und heiter bist.
Wohl dem, dem stets Zufriedenheit,
Gleich dir, des Lebens Rosen beut!

Eilfter Abend.

„Wo seyd ihr denn heute gewesen?“ fragte des Abends der Pfarrer die vier Knaben. Ihr lieft ja was ihr laufen konntet auf den Waldenberg und truget etwas, was ich jedoch nicht erkennen konnte.“

Moritz erwiederte hierauf: Rudolph, Wilhelm, Heinrich und ich, gingen durch das Dorf um uns in der Schenke die Wachsfiguren anzusehen, welche daselbst ausgestellt sind.

Unterwegs begegnete uns Christoph, des großen Bauers Knecht, er trug einen grauleinenen Sack, in dem es gar lebendig war und quickte.

„Was tragt ihr da Christoph?“ fragte ich ihn. „Lerchen, Mosje Moritz, ich habe sie gefangen und gehe heute noch damit in die Stadt, sie zu verkaufen, mein Herr schickt mich gerade dahin.“

Die armen Lerchen dauerten uns. — „Sänger müssen frei sein!“ sagte Wilhelm und nun legten wir das Geld was Jeder von uns bei sich führte zusammen und kauften Christoph die Lerchen ab. Mit den gefiederten Sängern eilten wir auf den Waldenberg und gaben ihnen die Freiheit.“

„Nun, das wäre schon ein kleines Geschichtchen,“ sagte der Oheim, „weißt du uns sonst nichts über die Lerchen zu erzählen?“ — „O doch!“ erwiederte Moritz.

Die Lerche

ist ein in ganz Deutschland bekannter und beliebter Singvogel; es giebt sechs Arten Lerchen. Die Feld-, Himmels-, Ackerlerche, die Haubenlerche auch Kothmönch genannt, die Heide-, Baum-, Buschlerche, die Berg-, Alpen-, Schneelerche, die kurzzehige Isabell-Lerche, die Kalander-, Sing-Lerche.

Die Lerche ist ein ziemlich unstäter Vogel, der sich immer herumtreibt, läuft, fliegt und singt. Er ist zänkisch, die Zugzeit ausgenommen, wo er sehr gesellig ist.

Ihr Gesang ergötzt im Freien und im Zimmer, er ist der erste Bote des Lenzes. Auch nützen sie dadurch, daß sie viele Insekten vertilgen helfen, und durch das Verzehren vielen Unkrautes.

Die Lerche singt!
Noch decket Schnee die Felder,
Noch sind entlaubt die hohen Eichenwälder,
Doch singet ehe noch das Primel blüht
Die Lerche aus ihr lieblich Morgenlied.
Die Lerche singt!

Die Lerche singt!
Noch herrschet heil'ges Schweigen,
Kaum, daß die Lüfte spielen in den Zweigen,
Noch glüht Aurora an der Berge Saum,
Noch träumt der Schäfer seinen Morgentraum.
Die Lerche singt!

Die Lerche singt!
Es preißt ihr Sang den Himmel,
Sie schwingt empor sich, über das Getümmel.
O könnt' ich gleich der Lerche, klar und rein,
Umweht von Morgenduft und Aether sein!
Die Lerche singt!

Zwölfter Abend.

Diesen Abend war der Oberförster besonders bei guter Laune, und weil die Knaben in diesen Tagen viel andere Arbeiten gehabt hatten, fing er an aus seinem Jugendleben zu erzählen.

„Schon als Knabe war es mein größtes Vergnügen," so begann er, „mit Flinten zu spielen, Vögel zu fangen und mit auf die Jagd zu gehen, und wenn ich auch nichts weiter dabei thun konnte, als zusehen und die Beute mit nach Hause tragen."

In der Schule war ich ziemlich fleißig, doch am meisten interessirte mich Botanik und Zoologie (d. i. wenn ihr diesen Ausdruck nicht kennt, die Naturgeschichte des Thierreichs). Am liebsten las ich Jagdgeschichten. — Nun hatte ich damals einen Freund, Victor, welcher ganz meine Meinung theilte. Er war ein munterer fröhlicher Bursche und wild waren wir Beide.

Einst kamen wir auf den Einfall Meisen zu fangen — nun, wer von euch Jungens kann mir etwas über diesen Vogel sagen?

„Ich! ich! ich! ich!" riefen Wilhelm, Heinrich, Rudolph und Moritz zugleich.

„Alle auf einmal könnt ihr unmöglich reden," sagte lächelnd der Oheim, nun der Aelteste soll berichten," und Heinrich begann:

Die Meise

ist ein Zug-, Strich- und Standvogel. Es giebt acht Arten Meisen in Europa und sechs Arten in Deutschland, nämlich die:

Wald-Meise, die Kohl-, Spiegel-Meise, die Tannen-, Pech-Meise, die Hauben-

Meise, Meisenkönig genannt, die Blau- oder Jungfer-Meise, und die Basur-Prinzchenmeise 2c. Zu einer andern Meisen-Familie gehört die Rohrmeise, die Bartrohrmeise, und die Pendulin-Beutelrohrmeise. Zu einer dritten Meisen-Familie gehört die: Langgeschwänzte-Meise, die Schwanz-Schneemeise, auch Teufelsbolzen genannt.

Es sind kleine ungemein unruhige, gewandte, listige, muthige aber auch possierliche Vögelchen; auch sind sie sehr neugierig. Ihr Gesang ist unbedeutend. Ihr Nest findet man in Höhlen der Wälder, in Gärten, Gebüsch, überhaupt wo Bäume wachsen.

Da Heinrich schwieg fuhr der Oberförster in seiner Erzählung fort: „im Walde herum schweifen und Vögel fangen, war, wie ich schon gesagt, mein größtes Vergnügen, wobei Victor mich fast immer begleitete.

Eines Tages als wir eben wieder im Begriffe waren das Vaterhaus zu verlassen, sagte mein Oheim Ehrenfried — ich sehe ihn noch vor mir stehen, „Jungens, ich mag es wohl leiden, daß ihr keine Stubenhocker seid, und gern fröhlich durch Wald und-Flur, über Berg und Thal schweift, aber Eins sage ich euch, laßt euch nicht einfallen, Meisen fangen zu wollen. Das Meisenfangen ist verboten, weil diese Vögel so viele schädliche Insekten vertilgen, wenn euch also der Förster oder sonst ein Forstaufseher dabei ertappt, so werdet ihr bestraft."

Wir, ein paar vorwitzige Jungen, ließen den Oheim reden was er wollte und gingen fort. „Sie werden uns nicht gleich fangen!" sagte unterwegs Victor und kehrte in seiner Wohnung ein, um den Meisenkasten zu holen, den wir abwechselnd nach dem Busche trugen.

Dort angelangt, stellten wir den Kasten auf und setzten uns nieder um das zweite Frühstück einzunehmen. Kaum hatten wir dies verzehrt, so hatte sich auch schon eine Meise gefangen. Wir jubelten und wollten gerade das Thierchen aus dem Kasten nehmen, da rief eine tiefe Stimme:

„Was thut ihr hier, ihr vorwitzigen Buben? Habt ihr nicht gesehen, daß überall das Verbot: Meisen zu fangen, angeschlagen steht? Auf der Stelle kommt mit mir.“ Der Forstaufseher stand vor uns.

Weder Bitten, noch die Versicherung, nie wieder Meisen fangen zu wollen, fruchteten bei dem Forstaufseher.

Wir wurden von ihm zum Förster geführt, der uns tüchtig ausschalt und — weil wir uns ungezogen vertheidigen wollten — in eine finstere Kammer bei Wasser und Brod sperren ließ.

Die Angst die wir damals hatten, könnt ihr euch denken, denn unsre Aeltern erwarteten uns zu Hause.

Nach einigen Stunden wurden wir wieder in Freiheit gesetzt, aber siehe, der Himmel war ganz umwölckt, ein feiner Regen rieselte auf uns, ermüdet, durchnäßt ohne Beute, kamen wir spät Abends zu Hause an, wo uns unsre Eltern für unsern Vorwitz ausschalten, wir gingen nicht wieder Meisen fangen.

Dreyzehnter Abend.

„Heute erzählen Sie etwas, bitte, bitte Herr Pastor,“ riefen die Knaben als dieser eintrat und der Pastor sagte gutmüthig: „es sey.“

„Es ist in mir eine Erinnerung aus meiner Jugend lebendig geworden, die ich jetzt erzählen will. Sie handelt von einer Nachtigall und so will ich euch vorher etwas über diesen Vogel sagen:

Die Nachtigall

ist über den größten Theil von Europa verbreitet, auch in Asien und Afrika wird sie angetroffen. In Deutschland ist sie überall bekannt und gemein. Als Zugvogel kommt sie stets im mittlern Deutschland in der Mitte Aprils an. In der Mitte August ziehen sie meist Familienweise fort und im September sind sie fast alle wie verschwunden. Es sind Waldvögel die das niedre Laubholz lieben. Im Betragen der Nachtigall zeigt sich ein bedächtiges, ernstes Wesen, in ihrer Stellung eine Art Stolz, was sie über die einheimischen Sänger erhebt, dabei ist sie zutraulich gegen die Menschen und ruhig gegen andre Vögel. — Den Sprosser-Sänger auch Nachtphilomele genannt, findet man mehr im östlichen Europa, und nicht im hohem Norden. Das Betragen des Sprossers ist dem der Nachtigall gleich.

Sie werden theuer bezahlt und gelten für die besten Sänger unter den Vögeln."

„Meine Großmutter," fuhr der Prediger nach einer kleinen Pause fort, "hatte eine besondre Freude an Nachtigallen und stets eine in ihrem Zimmer, oder im Sommer vor dem Fenster hängen. Mein Großvater dagegen zog die Stimme des Menschen aller andern Musik vor und namentlich liebte er schöne Sopranstimmen."

Einst besuchte uns eine junge, berühmte Sängerin, welche im Besitz einer ausgezeichnet guten Stimme war. — Sie sang dem Großvater oft vor und gewöhnlich stimmte die Nachtigall mit ein. Eines Abends, als die Nachtigall lieblich vor dem geöffneten Fenster flötete, begann auch die Sängerin ihr Lied. Die Nachtigall mochte sich dadurch zum Wetteifer aufgefordert glauben und sang immer lauter und schöner. Plötzlich nach einem vollen schmetternden Triller war sie still. Ich sah nach ihr, todt lag sie im Bauer, die Anstrengung hatte ihre Brust gesprengt.

Im Haine singt die Nachtigall
Ihr zauberisches Lied,
Schwebt hin und her am Wasserfall,
Den Schleh' und Ros' umblüht

Sie singt vom milden Mondenschein,
Von Blüth' und Blumenduft!
Und ferne stimmen Vöglein ein,
Wenn ihre Königin ruft!

Ganz schmucklos ist ihr graues Kleid,
Doch wen ihr Sang begrüßt,
Wird so erfüllt von Lust und Leid,
Daß er das Kleid vergißt!

O Nachtigall, o Nachtigall
Wie singst du doch so süß
Du mahnst die Menschen überall,
An's Erdenparadies.

Wer singend zieht durch Wald und Flur,
Schweigt, wenn er dich hört, still,
Weil er im Dome der Natur:
Dein Lied nur hören will!

Vierzehnter Abend.

„Nun Heinrich," fragte der Oberförster, „von welchen Vogel willst du uns heute erzählen?"

„Ich habe," erwiederte der Knabe, gestern die längste Zeit die fleißigen Ameisen beobachtet, wie sie unermüdlich in ihrem Bau, im Garten hin und her wandeln, und deßhalb einen kleinen Aufsatz über die Ameise, oder wie hier und da gesagt wird Omeise mit gebracht."

„So laß hören," sprach hierauf der Oberförster und Heinrich las:

Die Ameise

gehört zu der Familie der Hautflügler (Bienen und wespenartige Insecten) und wird zu den Stachelträgern gerechnet. Es giebt mehrere Arten Ameisen, a) die Ameise, b) die stachellose Ameise, c) die rothgelbe Ameise, d) die rothe Ameise, e) und die Besuchsameise. Die Ameisen welche keine Eier legen — auch Geschlechtslose genannt — gehen regelmäßig aus, um Materialien zum Neste, oder um Beute zu suchen, wobei sie oft von allen Seiten von ihrer Wohnung aus, weite Straſſen anlegen. Man hat oft 4 bis 6000 Eier in einem Neste gefunden. Wenn die Zahl der Ameisen in dem Haufen zu groß geworden ist, so verläßt ein Theil denselben und legt eine neue Colonie an. Im Winter liegen die Ameisen erstarrt in ihrer Wohnung, sobald aber etwas Wärme in dieselbe eindringt, erwachen sie wieder.

„Nun und die Geschichte?" riefen die andern Knaben, als Heinrich schwieg.

„Wartet nur einen Augenblick, ich will mich nur erst ein wenig erholen," erwiederte lächelnd Heinrich, dann begann er:

Die Besuchsameise.

„Wir können nun bald vor Mäusen nicht schlafen:" klagte Predigers Louise gegen die Aeltern, „kaum haben wir Abends das Licht ausgelöscht, so werden die Mäuse keck, fangen an zu springen, zu rascheln, zu quicken, daß wir Schwestern kein Auge zuthun können. „Schwester Lieschen hat Recht! sprach ihr Bruder der dreizehnjährige Walther, „mir ergeht es in meiner Kammer nicht besser und heute habe ich gefunden, daß meine lateinische Gramatik von den Mäusen zerfressen ist; wird denn

gar nichts dagegen gethan?" „Ich wollte die Plagegeister mit Gift vertreiben," erwiederte die Pastorin, aber der Vater meint, da könnte ein Unglück geschehen. Aufgestellt habe ich, aber ihr seht, nur selten fängt sich eine Maus, diese Thiere sind klug geworden, wie es scheint, sie kennen die Gefahr, ihre natürliche Feindin die Katze, würde sie wohl vertilgen, aber Katzen dürfen wir nicht im Hause haben, denn leicht könnte die Katze der guten alten Großmutter Canarienvögelchen verzehren und möchtet ihr dies, Kinder?"

„Gewiß nicht!" betheuerte Louise, Malchen nnd Walther einstimmig.

„Der ärgste Feind dieser Quälgeister ist die Besuchsameise," nahm jetzt der Verwalter das Wort," diese Ameise lebt in Südamerika, ist kastanienbraun, hat einen glänzenden Kopf, matten Leib, der braunroth behaart ist, und am Halse vier Dornenspitzen. Alle vier Jahre wandert sie in bestimmte Gegenden, wo sie in großen Schaaren in die Häuser kommt, und daselbst alles Ungeziefer tödtet. Auch Ratten und Mäuse tödten sie und nachdem sie sich einige Tage in einem Hause aufgehalten haben, wandern sie wieder weiter. Vor ungefähr vier Jahren war eine große Schaar solcher Ameisen in unserm Dorfe und es ist leicht möglich, daß sie bald wieder kommen."

„Nun wenn sie dann nur unser Pfarrhaus besuchen," rief Louise, „dann will ich den betriebsamen Thierchen recht gut sein."

Einige Wochen verstrichen, noch immer hauseten die Mäuse auf der Pfarre, nur selten ging eine in die Falle und nichts war mehr vor den genäschigen Thieren sicher.

Als Walther und Louise eines Nachmittags in die Obstkammer gingen, um das fleckig gewordne Obst aus zusuchen und dabei einiges Obst zu speisen, bemerkte das Mädchen eine ganze Schaar Ameisen, die auf dem Obste herumspazierten.

„Das ist nicht die gewöhnliche Ameise, das ist die Besuchsameise!" rief jubelnd Walther, und

ging die frohe Kunde den Eltern zu überbringen. Diese kamen alsbald und überzeugten sich, daß Walther recht gesehen hatte.

Die Mutter räumte nun mit Louisens und Malchens Hülfe das Obst, eingelegte Früchte, Zucker, Honig, Syrup und ähnliche Lebensmittel weg, und ließ den Ameisen keine andre Nahrung als Ratten und Mäuse. — Diese verzehrten sie auch binnen acht Tagen richtig und als sie wieder fortgezogen waren, beklagte sich Niemand mehr im Hause über die widerlichen Plagegeister.

„Dein Geschichtchen ist gut und wahr, fügte der Oberförster hinzu, als Heinrich schwieg, „ich selbst habe einmal dieselben Gäste gehabt und bin sehr froh darüber gewesen.

Ist ein Insekt auch noch so klein,
Es kann zur Zeit doch nützlich sein,
D'rum laßt das Kleinst' uns nicht verachten
Und stets mit scharfem Aug' betrachten.
Dann stellt es sich gar deutlich dar
Was einst des Schöpfers Absicht war,
Als er es hieß entstehen.

Fünfzehnter Abend.

„Nun?“ rief die Mutter freundlich, als der Oberförster eintrat, „nun seid ihr wieder da? Wie war es im Städtchen, was habt ihr Neues gesehn und gehört?

„Einen Papagei! einen herrlichen Papagei!“ riefen die Knaben zu gleicher Zeit, „und gesprochen hat er: daß es eine Lust war!“

„Zucker, gieb mir Zucker!“ sagte Moritz, dann sang er: „blühe liebes Veilchen,“ ich hätte im Leben nicht geglaubt, daß ein Vogel so schön singen, so deutlich sprechen könnte.“

„Nun schön ist seine Stimme eben nicht,“ bemerkte Rudolph, „indessen erstaunlich ist es immer, daß ein Thier so deutlich sprechen kann.

„Wilhelm sage du uns etwas Ordentliches über den Papagei, wenn du nämlich etwas davon weißt,“ gebot der Vater und Wilhelm hob an: Das Hauptvaterland der Papageien ist Brasilien und Guyana in Amerika. Rüssel-Papageien finden sich in Neuholland.

Die Papageien sind unter den Vögeln was die Affen unter den Säugethieren sind; sie sind sehr intelligent, lassen sich leicht zähmen, sind aber dabei heimtückisch und boshaft. Auf der Erde gehen sie langsam und ungeschickt. Aus den Arten, die geschickt auf der Erde gehen, hat man die Gattung Erdpapagei gemacht.

Sie lernen Exerciren, gewisse Posituren machen, Worte nachsprechen: die grauen Papageien und die grünen Amazonenpapageien sind dazu am geschicktesten, da sie schon für sich die Stimmen mehrerer Thiere geschickt nachzuahmen pflegen.

Es giebt Papageien und der Naturforscher Cuvier theilt sie ein in:

Aras oder Langschwänze, Amazonen, Kriks, Spitzschwänze, Kakadus, Rüsselpapageien, und in Erdsittiche. Unter den Sittichen giebt es verschiedene Arten: den grauen Sittich, den ausgezeichneten Sittich, den rothbindigen Sittich."

„Gut gemerkt!" sagte der Oberförster, „ich bin mit dem was du mir über die Papageien gesagt hast, zufrieden. Es ist mir, indem du von diesen Vögeln sprachst, eine Geschichte eingefallen in welcher ein Papagei eine Hauptrolle spielt, die will ich euch jetzt erzählen.

Der Papagei.

Ein hübsches, reinliches Dienstmädchen, Suschen genannt, stand eines Tages im Vorgemache ihrer reichen, vornehmen Herrschaft, Spiegel putzend. Leise ward jetzt von Außen die Schelle gezogen, Suschen öffnete, ein blasser, kränklich aussehender Mann in dürftiger Kleidung trat ein, in einem Drahtkäfig einen schönen, bunten Papagei tragend. — „Ich wollte nur fragen, ob die Herrschaft hier mir vielleicht meinen Papagei abkaufen wollte," sagte schüchtern der Mann.

„Ich glaube kaum" erwiederte Suschen, „die gnädige Frau wird schwerlich einen so unnützen Gegenstand kaufen, sie hat erst gestern einen großen Einkauf gemacht."

„Das ist schlimm! seufzte der Mann, ich hatte sehr schöne Papageien aus Brasilien mitgebracht, aber einer ist mir gestorben, der theuerste davon geflogen und zwei habe ich aus Noth müssen unter dem Preise verkaufen. Finde ich nun zu diesem nicht bald einen Käufer, so —" Suschen, von Mitleid erfüllt, ließ den Mann nicht ausreden, „warten Sie, warten Sie armer Mann, ich will es meiner Herrschaft schon vortragen," sagte sie freundlich und ging in das anstoßende Gemach, in welchem ihre Herrschaft eben das Frühstück einnahm.

„Ach Herr Baron, o gnädige Frau, begann sie mit bittender Stimme, „im Vorgemache steht

ein armer Mann, so bleich, so hülfsbedürftig, der hat einen Papagei von so schönen bunten Farben, aus Brasilien, Sie verdienten ein Gotteslohn wenn sie ihn kauften!"

„Bringe den Vogel zum Ansehen herein," gebot ihr der Baron.

Suschen holte den Vogel, der Baron und die Baronin bewunderten seine schönen Farben.

„Schöne Frau, ich liebe dich!" sprach der Papagei; der Baron und seine Gemahlin lachten, „es ist ein drolliges Thierchen!" rief sie, „zudem der Mann arm —"

„Ja wir wollen ihn kaufen! fiel der Baron ein, und der Papagei wurde für eine ansehnliche Summe gekauft, welche Suschen dem Verkäufer einhändigte.

„Gott segne dich liebes mitleidiges Mädchen," sprach er indem er ging und blickte noch einmal freundlich zu ihr zurück.

Der Papagei erhielt einen Käfig von Golddrath und kam in das Zimmer der Baronin. Suschen wurde seine Wärterin, sie fütterte ihn, reinigte seinen Käfig und bald wurde sie des Vogels Liebling. Das drollige, gelehrige Thier sprach viel und lernte täglich mehr, oft sprach die Baronin: es reut mich nicht, daß ich den Papagei gekauft habe.

Eines Tages befanden sich mehrere Herren, Bekannte des Hauses in dem Zimmer der Baronin. Es wurde von Schmuck gesprochen und der Baron zeigte seinen Gästen einen kostbaren Brillantring. Alle bewunderten ihn, nur Herr Villieres, ein Fremder sagte nichts, ihm schien ein solcher Brillant kein Gegenstand von Bedeutung.

Der Baron legte den Brillant wieder in das Futteral, es wurde bei Seite gesetzt und später von dem Besitzer in den Wandschrank eingeschlossen.

Den andern Tag wollte der Baron nach Hofe gehen und seinen schönen Brillantring anstecken, er nimmt das Futteral aus dem Schranke, öffnet es und findet es, zu seinem nicht geringen Schrecken leer.

Er sagt es sogleich seiner Gemahlin, diese hat den Ring nicht herausgenommen, er muß also entwendet worden seyn. — Der Baron und seine Gemahlin haben fast den ganzen Tag das Zimmer nicht verlassen, Niemand ist da gewesen, als einige Herren, welche den Ring gesehen haben, und später noch Suschen, denn außer ihr und dem Kammerdiener kommt Niemand von der Dienerschaft in das Zimmer und der Kammerdiener liegt seit drei Tagen krank in seinem Bette.

Suschen wird gerufen. „Du hast mir einen Ring entwendet!“ ruft er ihr zu. Das Mädchen wird dunkelroth und fängt an zu weinen. Sie vertheidigt sich, der Baron will ihr nicht glauben, „Du bist ein Dieb!“ schreit er sie an. — „Ein Dieb! Dieb! Dieb!“ ruft der Papagei.

Das Mädchen wird festgesetzt, ihre Sachen werden durchsucht, der Ring findet sich nicht, das Mädchen betheuert seine Unschuld, aber Niemand will es ihr glauben und so bleibt sie im Gefängniß bis auf Geständniß sitzen.

Mehrere Wochen verstreichen, Suschen beharrte auf ihrer Unschuld, doch hatte man auf keinen andern Verdacht.

Einst saß der Baron mit seiner Gemahlin und einem Hausfreunde in dem Zimmer der Baronin, da wurde Herr Villieres angesagt und angenommen.

Als er eintrat rief der Papagei, wie er schon Diesem und Jenem zugerufen hatte: „Dieb, du Dieb!“ Herr Villieres verfärbte sich.

Ich will nicht glauben, daß es dem Vogel gelehrt worden ist, mich so zu beschimpfen! rief er beleidigt. Die Uebrigen lachten.

„Dieb, Dieb!“ schrie der Papagei noch lauter. — Villieres sprang zornig auf und drohte dem Vogel. Der Baron und seine Freunde sahen einander an.

„Dieb, Dieb!“ schrie immer wieder der Papagei.

„Schändliches Thier, ich habe den Ring nicht gestohlen!" rief Villieres, da trat rasch der Baron zu ihm: „Sie haben sich selbst verrathen!" rief er ihm zu, das Weitere wird sich finden."

Der Herr Villieres ward des Diebstahls überführt, der Ring fand sich bei ihm und noch mehrere andere entwendete Juwelen und bei nähern Untersuchungen ergab es sich, daß er ein Abenteuerer war.

Suschen wurde sogleich auf die ehrenvollste Weise in Freiheit gesetzt, von ihrer Herrschaft wieder in Dienst genommen und reich beschenkt. Wie liebte sie nun erst den Papagei, dem sie die Wiederherstellung ihrer Ehre und ihrer Freiheit verdankte.

Sechszehnter Abend,

Heute traf die Reihe zu erzählen Heinrich und er begann:

Der Kukuk (Kukuk)

ist ein weit verbreiteter Vogel, man findet ihn in Europa, Asien und vielen Theilen Afrikas. In Europa ist er ein Zugvogel der über das mittelländische Meer zieht und jenseits desselben überwintert. Es giebt mehrere Arten Kukuks: 1) der gemeine Kukuk, 2) der Heher-Strauß, große gefleckte, andalusische Kukuk, 3) der glänzende Kukuk.

Die Fabel vom Kukuk, der Nachtigall und der Lerche.

Auf einem hohen Lindenbaum,
Ruht eine Nachtigall im Sonnenlicht,
Daneben eine Lerche, und vertraulich,
Die Nachtigall zu ihrer Freundin spricht:
Da kommt der Kukuk, sieh — er schaut so stolz,
Als wäre er der König in dem Holz.
Drauf fangen Beide an, ein schön Duett zu singen,
Und Alles lauscht dem zauberischen Klingen.
Jetzt naht der Kukuk sich den Sangesschwestern,
Und spricht: Frau Nachtigall ich grüß dich schön,
Auch Lerchlein dich — ich hörte euch schon gestern,
Daß ihr bei Stimme seid — muß ich gestehen;
Doch Eins verwundert mich, viel Liedlein könnt ihr singen,
Der Lerche Tireli, hör ich im Frühroth klingen,
Die Nachtigall, oft spät die schönsten Triller schlagen,
Doch euern Namen wißt ihr nicht zu sagen,
Und dies, bekennet, ist doch lächerlich.
Die Lerche schwieg beleidigt still.
Die Nachtigall, die ihm nichts schenken will,
Erwiedert drauf: „wahr ist's doch kennt man mich,

Und auch die Lerch als gute Sängerinnen
Und suchet unsre Nähe zu gewinnen,
Beliebt ist unser Lied im ganzen Land.
Du freilich bist als Sänger nicht bekannt.
Damit man dich bemerkt, mußt du, bald hell bald fein,
Den ganzen Tag den eignen Namen schrei'n.
Und wer nur stets sich selber nennt,
Den jeder Weise bald als Tropf erkennt.

Siebenzehnter Abend.

Heute war das Erzählen an Rudolph und er trug vor:

Das Rothkehlchen.

Dieses hübsche Vögelchen bewohnt ganz Europa und ist bei uns ein Zugvogel, der im März kommt und im November wieder verschwindet.

Das Rothkehlchen ist ein muthwilliger, zanksüchtiger Vogel, der sich mit seines Gleichen jagt und herumbeißt, wobei man hohe Töne hört. Es ist übrigens ein beliebter Stubenvogel, der uns von den lästigen Fliegen und anderm Ungeziefer befreit.

Auch verrathen sie den Jägern oft durch ihre Stimme die Nähe der Füchse und andrer Raubthiere. „Doch zur Geschichte.“

„Franz und Julchen standen an einem kalten Novembertage am Fenster und schauten den Schneeflöckchen zu, die lustig ihr Spiel trieben. Da kam ein Vögelchen geflogen, frierend, hülfsbedürftig; es stieß sich bald den Kopf an den Fensterscheiben ein.

Die Kinder öffneten das Fenster und ließen das erstarrte Vögelchen ein, indem sie bald ein Rothkehlchen erkannten. Franz und Julchen freuten sich herzinnigst über das Thierchen, erwärmten, fütterten es und gaben ihm ein Bauer, wo es bald munter wurde und seine kleinen Wirthe mit seinem lustigen Gesange belohnte.

Nach und nach wurde es so zahm, daß die Kinder den Bauer öffneten und das Rothkehlchen herum fliegen ließen, was auch das Zimmer nicht verließ.

Zu dieser Zeit bekam Franz einen jungen Hänfling, welchen er selbst auffütterte. Dieses Vögelchen schrie sehr oft nach Futter, da kam jedesmal das Rothkehlchen geflogen, holte kleine Brodkrumen vom Tische und fütterte den Hänfling damit.

Am einem schönen Junitage öffnete Franzens Mutter die Fenster des Gemachs in welchem sich das Rothkehlchen befand. Balsamische Düfte, Vögelgesang, zogen aus dem Garten in das Gemach hinein, das Rothkehlchen freute sich des schönen Tages, der milden Luft und flog davon.

Franz und Julchen weinten über das Rothkehlchen und wollten sich lange nicht trösten.

Im Spätherbst standen sie eines Tages wieder am Fenster, da kam ein kleines Vögelchen geflogen, pochte an und ihm ward aufgethan, und, denkt euch die Freude von Franz und Julchen, ihr Rothkehlchen war es, ihr liebes, altes Rothkehlchen.

Es blieb den ganzen Winter bei ihnen und zog den Frühling wieder fort; aber von nun an kam es jeden Herbst wieder und die Kinder freuten sich und riefen, wenn die Bäume gelb wurden: nun kommt unser Rothkehlchen bald wieder.

Achtzehnter Abend.

Heute war die Reihe etwas mitzutheilen an Moritz, er hatte auch einige Blätter mitgebracht und las:

Die Schwalbe.

Man kennt sechs und vierzig Arten Schwalben. Unter diesen sind die ausgezeichnesten:

1) Der Segler, 2) der gemeine Mauersegler, Thurm-Spyrschwalbe, 3) der schnauzbärtige Segler, 4) die eigentlichen Schwalben werden wieder in verschiedene Klassen eingetheilt. Zuerst kommt die: 1) Haus-, Mehl-, Leim-, Fensterschwalbe, 2) die Rauch-, Blut-, Bauren- und Stachelschwalbe, u. s. w.

Zu den Schwalben mit geradem Schwanze gehören: die Felsenschwalben. Zu den Schwalben mit Stachelschwänzen gehört auch die louisianische Stachelschwalbe, sie hat Schwanzfedern, die sich in Stacheln oder Schäfte ohne Bart verlängern.

Die zweite Hauptabtheilung der Schwalben enthält die Nachtschwalben, Ziegenmelker, die getüpfelte Nachtschwalbe, Here, auch europäischen Ziegenmelker genannt.

Die Nachtschwalben jagen nur in der Morgen und Abenddämmerung und des Nachts, denn ihre Augen sind empfindlich gegen das Tageslicht. Abends fliegen sie oft in Schaaf- und Ziegenheerden umher, um diesen die Insecten abzunehmen, deshalb nennt man sie Ziegenmelker, weil der Aberglaube der Landleute sagt: daß sie den Ziegen die Milch aussaugten.

„Doch ich sehe," fuhr Moritz fort, „man wartet auf mein Geschichtchen. Nun es sey."

Mein Geschichtchen stammt aus Heildorf, und hat sich voriges Jahr daselbst ereignet.

Es ist ein alter Glaube, daß die Schwalben Glück bringen, deßhalb freut sich jeder Wirth, wenn sie in seinem Hause Nester bauen und Niemand wagt es, sie zu vertreiben.

Man bildet sich auch ein, daß in ein Gebäude wo die Schwalben nisten, der Blitz nicht zündet, aber dies ist, wie schon gesagt, nur ein Aberglaube. Der Bauer Rothe in Heildorf, hatte längst den Wunsch, daß in seinem Hause die Schwalben nisten möchten, aber er wurde ihm nicht erfüllt. Dagegen nisteten sie alle Jahre im Schafstalle, und nur der Schwalben wegen ließ der Bauer den alten, baufälligen Schafstall nicht niederreißen. Eines Tages schlug der Blitz bei dem Bauer in das Wohngebäude, doch wurde das Feuer augenblicklich glücklich gelöscht. Die abergläubische Kinderfrau lief mit den Kindern eilig in den Schafstall um daselbst das Ende des furchtbar schweren Gewitters zu erwarten. Sie befand sich keine Viertelstunde darin, so schlug der Blitz in den Schafstall und zündete. Nur mit Mühe wurde die Kinderfrau mit den Kindern gerettet. Die Schwalben flogen davon; der Satz: daß der Blitz nicht in einem Gebäude zündet wo Schwalben sind, ist also unrichtig.

Neunzehnter Abend.

Heute baten die Kinder, die Mutter möge doch auch einmal etwas erzählen. Sie versprach es ihnen freundlich und begann:

Die Tauben

haben durch ihre leichte Zähmbarkeit und durch ihre sanfte Sitten sehr viel Aehnlichkeit mit den hühnerartigen Vögeln. Die Arten welche in der kältern Zone leben, sind Zugvögel. Sie sind zahlreicher über alle Theile der Erde verbreitet; die wärmern Gegenden besitzen davon die meisten Arten; man zäht an 116 Arten. Z. B. die Kronentauben, Nicolbarische Tauben, die Ringeltaube, die große Holztaube, die kleine Holztaube, Hohltaube genannt, die Feld- Felsentaube, Feldflüchter, die Turteltaube, die Lachtaube, die Porphyrtaube, die prächtige Taube, die Wandertaube, die Gewürztaube, u. s. w.

Die Tauben leben Paarweise in strenger Ehe, die Gatten trennen sich nicht leicht. Sie brüten jährlich zweimal, auch dreymal, und füttern die Jungen gemeinschaftlich.

Auch zu Briefträgern sind die Tauben sehr geschickt, wenn sie einmal dazu abgerichtet sind. Sie fliegen dann weit und besorgen ihre Botschaft sehr richtig.

„Nun ein Geschichtchen, liebe Mutter, ein Geschichtchen, bitte, bitte!“ riefen die Kinder und die Mutter begann:

Die beiden Täubchen.

Vor langen Jahren lebte ein guter Mann, der hatte eine gute Frau und ein liebes Töchterlein, Röschen geheißen, und diese kleine Familie lebte sehr glücklich; aber die gute Frau starb, und der Mann, nachdem er sich lange gegrämt hatte, nahm wieder eine Frau, damit die kleine Rose wieder eine Mutter haben sollte. Er dachte, die Frau würde gegen das kleine Röschen schon gut seyn, weil sie selbst zwei Töchter hatte, Adelgunde und Aurora geheißen.

Der gute Mann hatte sich leider geirrt, Frau Isabelle war eine gar böse, zornige Frau, welcher kein Mensch etwas Recht machen konnte, und welche Niemanden liebte als sich und ihre eigenen Töchter. Das arme Röschen hatte keinen guten Tag mehr, ihre schönen Kleider mußte sie ausziehen und den Stiefschwestern geben, den ganzen Tag über ihre Kräfte arbeiten und dabei wurde sie noch gescholten und geschlagen. — Ihr Vater sah dies und wollte es nicht dulden, aber die böse Frau brachte ihn bald zum Schweigen und er konnte nur im Stillen weinen, wenn er sah wie übel sein liebes Kind behandelt wurde.

So verging ein Jahr nach dem andern. Adelgunde und Aurora waren herangewachsen und auch Röschen groß und schön geworden. Darüber erzürnte sich die Stiefmutter, hüllte Röschen in die allerschlechtesten Kleider und ließ sie vor keinem Menschen sehen.

Röschen ertrug Alles geduldig, sie klagte keiner Seele, ihr Leid, nur zwei weißen Täubchen welche täglich an ihr Fenster kamen und ihr spärliches Mahl mit ihr theilten, rief sie bisweilen zu: „ihr lieben Täubchen, wär' ich so frei wie ihr, dann wäre ich glücklich!" Und die Täubchen sahen sie mit klugen Aeuglein an, als ob sie das gute Röschen verstünden.

Als Adelgunde zwanzig, Aurora neunzehn und Röschen siebzehn Jahr alt waren, ging ein gar sonderbares Gerücht in der Stadt, wo sie lebten von Mund zu Munde. Es hieß nemlich Prinz Adomir, der Sohn des Königs und Erbe des Thrones, sey von seinen Reisen zurückgekehrt und gesonnen sich zu vermählen, er wolle aber bei seiner Wahl weder auf Rang noch auf Reichthum oder Geburt sehen, sondern einzig und allein der Schönsten und Besten die Hand reichen. Es wurden daher in allen Städten die jungen Mädchen aufgeschrieben, weß Standes sie auch waren, und zum Balle eingeladen, damit Prinz Adomir die Jungfrauen kennen lernen konnte.

Nun war der Prinz schon hier und da gewesen, ohne ein Mädchen gesehen zu haben, welches ihm seiner würdig dünkte. Jetzt kam er in die Stadt wo die drei Schwestern sich befanden und alsbald gingen seine Ceremonienmeister in der Stadt herum, alle Mädchen für den nächsten Abend zum Balle einzuladen. Als sie bei der bösen Frau waren und Aldegunden und Auroren eingeladen hatten, sagten sie zu der Mutter: „wie ist's habt Ihr nicht noch eine Tochter?"

Da erwiederte diese: „ach ja, ein rothköpfiges, schielendes, kleines Ungethüm, daß ich gar nicht sehn lassen kann."

Da lachten die Ceromonienmeister und gingen weiter, Röschen aber, die in ihrer Kammer diese Rede mit angehört hatte, weinte bitterlich.

Als der Abend nahte, mußte Röschen, welche den ganzen Tag mit Nähen für ihre Schwestern zugebracht hatte, diese zum Balle schmücken. Dann fuhren sie mit dem Vater und der Mutter fort, vorher jedoch sprach die Letztere zu Röschen: siehe hier ein Viertel Gerste und ein Viertel Hafer durch einander gemischt, das sondre, während wir auf dem Balle sind, befindet sich unter der Gerste nur ein Körnchen Hafer, so soll es dir morgen trübselig ergehn."

Röschen sagte kein Wort, traurig räumte sie die Zimmer auf und machte sich an ihre mühsame Arbeit. — „Ach!“ seufzte sie, „mit dieser Arbeit werde ich wohl bei allem Fleiße nicht fertig werden, wenn sich der Tod nur über mich erbarmte.“ Indem pochte es an das Fenster, Röschen stand auf nachzusehen und siehe, ihre lieben Täubchen begehrten Einlaß. Rasch öffnete Röschen das Fenster, sie lächelte: „kommt Ihr so spät noch meine Täubchen, wollt mich wohl trösten?“

„Ja das wollen wir:“ riefen die Tauben dem erstaunten Mädchen zu, welches gar nicht begreifen konnte, daß Tauben zu sprechen vermochten.

„Ich werde deine Arbeit vollziehn!“ sagte die erste Taube, und fing sogleich an mit ihren Schnabel Hafer und Gerste von einander zu sondern; „und ich bitte dich, daß du mir folgst!“ sagte die andre. — Röschen war ganz verwundert, aber sie folgte dem Täubchen, welches vor ihr her flog und jetzt etwa dreißig Schritte vor der Stadt vor einer hohlen Weide stehen blieb.

Hier rief die Taube:

„Hohle, hohle Weide
Leih ihr dein Geschmeide“

und alsbald öffnete sich die hohle Weide und ein herrlicher Anzug von himmelblauer Seide mit Gold gestickt, ward sichtbar. Hundert Johanniskäfer leuchteten, das Täubchen bediente Röschen und in zehn Minuten war sie in eine geputzte Dame verwandelt. „Nun folge mir wieder,“ gebot die Taube und Röschen folgte dem Vögelchen bis in das Schloß, dort öffneten Diener ihr die Thüren und sie trat in den glänzenden Ballsaal, wo Prinz Adomir eben mit ihren Schwestern sprach. Kaum erblickte der Prinz Röschen, so eilte er auf sie zu, sprach und tanzte mit ihr und war so liebenswürdig, daß sie sich ungern aus dem Saale entfernte, aber das Täubchen hatte ihr befohlen um Punkt ein Uhr den Saal zu verlassen.

Sie ging deshalb gehorsam fort, unten erwartete sie die Taube und brachte sie wohlbehalten nach Hause, nachdem sie unterwegs bei der hohlen Weide ihren Putz abgelegt und ihre gewöhnlichen Kleider angezogen hatte. Zu Hause fand sie Hafer und Gerste genau gesondert, und als Mutter und Schwestern zu Hause kamen, waren sie mit ihr zu frieden und erzählten viel von dem herrlichen Balle und der schönen Dame in dem blauseidnen, reich mit Gold gestickten Gewande.

Den andern Tag war wieder Ball im Schlosse, Adelgunde und Aurora ließen sich wieder von Röschen dazu schmücken, und die Mutter gab dem zurückbleibenden Mädchen, für diese Nacht einen halben Scheffel Hirse mit Korn untermischt zu lesen und ging fort um ihre Töchter glänzen zu sehen.

Traurig saß Röschen wieder bei ihrrr Arbeit, da pochten abermals die Täubchen an das Fenster und das Mädchen ließ sie sogleich ein.

„Ach ihr lieben Täubchen!" flüsterte Röschen, „wie glücklich war ich gestern und wie vielen Dank bin ich euch schuldig."

„Du sollst heute wieder auf den Ball gehen!" riefen sie ihr zu, und wie gestern setzte sich die eine Taube an die Arbeit, während die andere Röschen gebot, ihr zu folgen. Das Mädchen gehorchte nur zu gern. Wie am Abende vorher gingen sie zur hohlen Weide und das Täubchen rief wieder:

„Hohle, hohle Weide
Leih ihr dein Geschmeide,"

und alsbald that sich die Weide auf und Röschen legte, wieder von der Taube bedient, ein kostbares Kleid von rosa Sammet mit reicher Silberstickerei an.

Hierauf begab sie sich wieder auf den Ball, wo sie bis Glock ein Uhr mit den Prinzen tanzte und höchst glücklich war.

Den andern Tag sprach man in der ganzen Stadt nur von der schönen Dame, die Jeder für eine fremde Prinzessin hielt, auch die beiden stolzen Schwestern redeten davon und sagten: „was gilts, diese Fremde wird der Prinz zur Gemahlin wählen.“

Röschen hörte dies mit niedergeschlagenen Augen, denn wie konnte sie hoffen, daß der Prinz sie in dem Hause ihrer Aeltern aufsuchen würde; da aber den Abend wieder Ball sein sollte, ward sie guten Muthes, denn ihre lieben Tauben, meinte sie, würden sie nicht verlassen. Sie hatte sich nicht getäuscht, die Täubchen kamen wieder, die erste half ihr ihre Arbeit verrichten und die zweite ward' ihre Führerin. — An der hohlen Weide blieb das Täubchen stehen und sagte das bekannte Sprüchlein und wie immer that sich die Weide auf und bot heute Röschen ein schneeweißes Atlaskleid mit köstlichen weißen Perlen gestickt, dar.

Als Röschen geschmückt war, so schön wie eine Fee, flüsterte das Täubchen ihr zu: zweierlei merke dir, verweile heute nicht länger als bis um zwölf Uhr auf dem Balle, und wenn der Prinz dir sagt, daß er dich liebe, so bitte ihn um ein Ringlein von seiner Hand.“

Röschen versprach dem Täubchen: zu gehorchen, und eilte vergnügt auf den Ball, dessen schönste Dame sie war.

Alles um sie her prieß ihre Liebenswürdigkeit und Schönheit, Prinz Adomir war ganz bezaubert und schwur: nur sie solle seine Gemahlin werden, wenn sie ihn genug liebe um seine Hand anzunehmen.

Da gedachte Röschen des Täubchens und sprach: „ach mein Prinz, ich bin nur ein armes und geringes Mädchen, und kein vornehmes Fräulein wie Ihr vielleicht wähnt, liebt Ihr mich aber wirklich so wie Ihr sagt, so schenkt mir den kleinen goldnen Ring den Ihr an Eurer linken Hand tragt.“

„Mit Freuden, süßes, liebenswürdiges Wesen!“ rief der Prinz und zog den Ring ab, welcher an Röschens Zeigfinger paßte.

Da schlug die Glocke Zwölf und Röschen, der Weisung der Taube eingedenk, eilte pfeilschnell aus dem Saale, so schnell, daß sie im Davonlaufen einen ihrer kleinen mit Gold gestickten Schuhe verlor, den ein Kammerherr auf der Treppe fand und dem Prinzen überbrachte.

Dieser gerieht beim Anblicke des Schuhes außer sich, wo war sie hin? die unbekannte Schöne! Er wurde ganz traurig und sagte er wolle weder essen noch trinken, bevor er die Dame seines Herzens wiedergesehn habe.

Um nun der Schönen auf die Spur zu kommen, wurde öffentlich bekannt gemacht, daß jedes unverheyrathete Frauenzimmer in der Stadt den Schuh anversuchen solle, und diejenige welcher er passe, solle des Prinzen Gemahlin werden.

Hunderte von Frauenzimmern strömten auf das Schloß den niedlichen Schuh anzuziehen, aber keiner paßte er, auch Adelgunden und Auroren nicht.

Traurig stand der Prinz in dem glänzenden Saale, wo er gestern so glücklich gewesen war. Traurig saß Röschen bei ihrer Arbeit, sie wußte wohl wem der Schuh paßte; aber sie getraute sich nicht, auf das Schloß zu gehen, obgleich Prinz Adomir ihr sehr wohlgefiel.

Da pochten die beiden Täubchen an das Fenster und sogleich that ihnen Röschen auf.

„Wir kommen heute zum Letztenmale,“ sprachen sie traurig, „von jetzt an wirst du glücklich seyn!“ Hierauf geboten sie Röschen, sich einfach aber zierlich zu kleiden. Als dies geschehn war, hieß sie die eine Taube ihr folgen, die andre setzte sich auf Röschens Schulter und nun flog das Täubchen nach dem Schlosse und die Jungfrau folgte ihr.

Jetzt verbreitete sich in dem Saale das Gerücht ein sehr schönes Mädchen, geleitet von einer Taube, auf der linken Schulter eine glänzend weiße Taube tragend, komme nach dem Schloße. Die Saalthüren öffneten sich und Röschen trat herein, holderröthend mit niedergeschlagenen Augen. Der

Prinz erblickte sie kaum, so eilte er auf sie zu und rief entzückt: „Du bist es, ja Du bist die unbekannte Schöne, ich erkenne Dich auch in Deiner Verkleidung.“

„Wohl bin ich es,“ erwiederte Röschen,“ seht hier an meinem rechten Fuße, den andern Schuh, und hier ist auch der Ring, den ihr mir gabt; aber verkleidet bin ich nicht, ich bin nur ein armes, geringes Mädchen und nicht würdig die Gemahlin eines so großen Prinzen, wie Ihr seyd, zu seyn! — „Dennoch wähle ich nur Dich!“ sprach feierlich der Prinz, und führte sie zu seinem Throne. — Röschen wurde des Prinzen Gemahlin und zeitlebens von ihm geliebt und geehrt. Ihrer bösen Stiefmutter und ihren Schwestern vergab sie und beschenkte sie reich, ihren Vater nahm sie ganz zu sich. — Die Täubchen ließen sich nicht wieder sehen, aber Röschen hatte immer Tauben um sich und wenn sie von Ferne ein Paar glänzend weiße Tauben sah, sprach sie gerührt: „so lieb und schön waren die Täubchen, welche mich zum Glücke führten.“

Zwanzigster Abend.

„Kommt heute mit mir bis auf den Hof zum Verwalter Ihr Jungens,“ sagte der Oberförster, „Ihr sollt dort einen Vogel sehen, den er heute gefangen und welcher sich nicht so leicht fangen läßt. Rathet einmal was für ein Vogel es wohl seyn mag.“

„Ein Steinadler!“ rief Heinrich. — Fehlgeschossen.

„Eine schön singende Nachtigall,“ äußerte Moritz. — „Falsch,“ erwiederte der Vater.

„Ein Uhu!“ sprach Wilhelm. — „Richtig, ein Uhu,“ versetzte sein Oheim.

Sie langten auf dem Hofe an, dort stand ein ziemlich großer Käfig, in dem sich der Gefangene befand, der die, ihn Beschauenden eben nicht freundlich ansah

„Dieser Vogel gefällt mir," sagte Wilhelm.

„Mir eben nicht," bemerkte Rudolph, „ein solches Thier hat für mich etwas Unheimliches. Seht nur wie er die feurigen Augen rollt; ich möchte einen solchen Gefährten nicht um mich haben."

Auf dem Rückwege baten die Knaben den Vater, er möge ihnen doch Etwas über den Uhu erzählen, von welchem sie bis jetzt noch wenig wüßten und der Vater sprach:

Der Uhu, oder die Ohreule

gehört zum Geschlechte der Eulen und ist eine sehr weit verbreitete Gattung. Man findet sie in Europa, Asien, Afrika, Süd- und Nordamerika; in Deutschland ist sie jedoch nicht sehr zahlreich. Der Uhu ist meist ein Standvogel. Er hat große Glotzaugen und ein abentheuerliches Aussehen. Wird er böse, so scheinen seine großen Augen zu funkeln, er sträubt das Gefieder, und fährt, ist er zornig, wüthend auf seinen Gegner los. Er ist von Natur kühn und beherzt und oft muß der Steinadler im Kampfe mit ihm unterliegen.

Der Uhu und die Dohle.

Zum Uhu, sprach im düstern Holz
Einst eine Dohle keck und stolz:
„Warum schreist du so fürchterlich,
Und schaust so hoch und stolz um dich;
Es liebet dich kein anderes Thier,
Drum weilst du immer einsam hier;

Indeß wir andern in Gesellschaft fliegen,
Und uns mit Plaudern baß vergnügen."
Darauf der Uhu spöttisch sprach:
„Du plauderst viel, doch denkst du wenig nach,
Ich, Dohle, suche selbst die Einsamkeit,
Weil mich nur Weniger Gesellschaft freut
Ihr Dohlen, liebt's stets Eure Nähe zu verschenken,
Wir Eulen zieh'n es vor, allein zu denken.
D'rum liebe Dohle, flieg' allein nur weiter,
Minerva wählt mich immer zum Begleiter.

Ein großer Geist, der durch sein Lob uns ehrt,
Ist mehr als hundert fade Schwätzer werth.

Die Kinder dankten dem Vater für das Fabelchen und gingen vergnügt in das Haus, wo das Nachtmahl sie erwartete.

Einundzwanzigster Abend.

„Nun Heinrich, ich sehe du hast einige Blätter Papier in der Hand,“ sagte der Oberförster, „so laß uns denn hören, was du mitgebracht hast.“

Heinrich zog die Papiere vor und las:

Der Vogel Strauß.

Es gibt zwei Gattungen von Straußen, den afrikanischen Strauß, und den amerikanischen Strauß.

Der Strauß ist nach den neuesten Beobachtungen ein kluges Thier, dem man im offenen Felde so leicht nicht ankommen kann. Sein Lauf ist schneller als der des schnellsten Pferdes, doch von geringerer Ausdauer. — Seine Nahrung sind Vegetabilien; um seinen großen Magen aber auszufüllen, verschlingt er Holz, Steine, Glas, Metalle. Die nährenden Substanzen werden schnell verdaut.

Der Handel mit Straußenfedern ist für Afrika und Amerika sehr wichtig, und aus dem Innern dieser Welttheile werden viele Tausende ausgeführt. Die Federn braucht man zum Putz u. s. w.

Julchen und Mathilde, zwei Schwestern, schmückten sich gern, wie wohl alle Mädchen, welche sich nicht vernachläßigen, und ihre Aeltern sahen es gerne, wenn sie ihr Taschengeld zum Putz verwendeten; aber nach und nach fing Julchen an sehr putzsüchtig zu werden, so daß ihre Aeltern wirklich darüber bekümmert wurden.

„Du bist nicht reich, Julchen,“ pflegte die Mutter oft zu sagen, „wir sind nicht im Stande dir Alles zu schaffen, was du dir wünschest, sey also vernünftig und richte deine Wünsche hübsch nach deinen Verhältnissen — bedenke, daß hundert Andere einfacher gekleidet gehen, wie du.“

„Sieh Mathilden an," fügte der Vater dann hinzu, „sie ist immer einfach und nett gekleidet und gefällt, ohne daß sie sich aufputzt, schon durch ihr zufriedenes Gesicht."

Julchen hörte diese Ermahnungen mit scheeler Miene an und unterließ dennoch nicht, sich so viel in ihren Kräften stand aufzuschmücken.

Eines Tages kam sie ganz entzückt aus dem Theater, wo sie ein Ritterstück mit angesehen hatte.

„Ach Mathilde!" rief sie ihrer Schwester zu, „wie herrlich sah die Dame, welche die Königin vorstellte, aus, in dem blauen Sammetbarett mit den weißen Straußfedern, ach, was gäbe ich nicht darum, wenn ich auch einen solchen Aufsatz mit weißen Straußfedern hätte!"

Mathilde lachte. „Du?" sagte sie, „ach geh, du kleines Mädchen müßtest drollig aussehen in einem Aufsatze mit so langen, weißen Federn."

„Du vielleicht, denn du bist erst 12 Jahr, ich aber bin 13," erwiederte spöttisch Julchen.

All ihr Dichten und Trachten ging nun darauf aus, sich einen Aufsatz mit Straußenfedern zu verschaffen. Sie sammelte sorgfältig die kleinste Münze, welche sie von den Eltern erhielt und verkaufte eine Stickerei mit welcher sie sich viele Mühe gegeben hatte, um sich nur die sehnlich gewünschten Federn kaufen zu können. Endlich hatte sie das Barett mit drei langen Federn und kam damit auf dem Kopfe, stolzierend zu ihrer Mutter herein. Diese gebot ihr, es sogleich abzulegen. Der Vater aber winkte der Mutter zu und sagte: „Julchen, morgen ist bei der Tante Kinderball. Ihr beiden Schwestern seid eingeladen, da magst du dein Barett aufsetzen."

Julchen konnte fast vor Freude die ganze Nacht nicht schlafen.

Mathilde ging auf den Ball in einem weißen Kleide, ihr schönes blondes Haar mit blaßblauen Schleifen geschmückt. Julchen trug ein rosa Kleid und das Barett auf dem Kopfe.

Es waren über dreißig Kinder auf dem Balle. Als Julchen eintrat rief Alles: Ach! und sie fühlte sich sehr darüber geschmeichelt. Einige lachten.

Der Tanz begann; Mathilde wurde immer zum Tanze aufgefordert, Julchen nicht ein Einzigesmal. Verdrüßlich sagte sie endlich zu ihrem Vetter Walther: „sage mir nur wie es kommt, daß kein einziger Knabe mit mir tanzt?“

„Ach liebes Julchen, wir getrauen uns nicht mit dir zu tanzen, du bist in dem großen Federaufsatze viel zu geputzt und groß für uns.“

Julchen hörte dies mit niedergeschlagenen Augen an, sie zog die Lehre daraus: sich künftig nie mehr zu putzen, als sich für ihr Alter und ihren Stand ziemte.

Zweiundzwanzigster Abend.

Heute war die Reihe etwas mitzutheilen an Moritz, er hatte sich auch schon vorbereitet und las:

Der Wiedehopf

ist ein Waldvogel, bewohnt aber nur die Ränder der Wälder, wo die Bäume einzeln stehen, und Aecker und Wiesen in der Nähe sind. Die Nesthöhle der Jungen gleicht einer stinkenden Cloake, weil sie sehr unreinlich ist. Deshalb hat man auch das Sprichwort: übelriechen wie ein Wiedehopf.

Hier schwieg Moritz. „Nun was für ein Geschichtchen weißt du vom Wiedehopf?“

Moritz erwiederte, „nur eine Fabel.“

„So laß hören,“ sagte der Pastor und Moritz begann:

Frühling war's, im Wald und Hain
Ließen alle Vögelein
Munt're Lieder schallen.
Lieblich sang die Nachtigall,
Und die Lerch' am Wasserfall
Trillerte vor allen.

Jeder Vogel flog vom Nest,
Lud zu einem schönen Fest,
Alle Waldessänger;
Und da ward getanzt, gelacht,
Froh gezecht die ganze Nacht,
Jeden Festtag länger.

„Ei,“ so spricht der Wiedehopf,
Sieden soll's in meinem Topf,
Will ein Fest euch geben,
Daß es heißt in Wald und Feld,
Wied'hopf ist ein Mann von Welt
Und weiß auch zu leben.

Doch die Gäste kamen spät,
Und gar zeitig Jeder geht,
Keiner wollte essen.
Denn der gute Wiedehopf
Hatte, als ein fauler Tropf,
Reinlichkeit vergessen.

Wer ein guter Koch will sein,
Halte seine Küche rein.

Dreiundzwanzigster Abend.

Heute waren die vier Knaben den letzten Abend beisammen und deßhalb recht traurig. Heinrich und Wilhelm hatten ihre Ränzchen schon gepackt und der Pastor um sie aufzuheitern, fieng zu erzählen an:

Der Zeisig

bewohnt die südlichen Länder Europas und des angrenzenden Asiens und Afrikas. In Europa ist er gemein, eigentlich in Deutschland. Er ist ein Strichvogel. Im October und November beginnt der rechte Strich, wo Tausende beisammen sind. Sie leben gern im Walde und nähren sich von Baumsaamen; wo sie in den Kronen der Bäume sitzen.

Wenn Schwalb' und Lerche weiter flieh'n,
Dann seh'n wir den Zeisig zieh'n,
In großen Schaaren, ohne Rast,
Er kommt als lieber Wintergast.

Er wünschet keines Thierchens Tod,
Begnüget sich mit Klee und Brod,
Speißt fröhlich Salat, Sämerei'n,
Und tauchet gern den Schnabel ein.

Er singet spät, er singet früh,
Sein heit'res Liedchen Dideldi,
Sing Vög'lein sing, 's ist dein Beruf
Und freue dich, daß Gott dich schuf.

Schluss.

Wohin geht all' dies Dichten, du edles Federspiel,
Als daß wir alles richten zu gutem End und Ziel,
Daß wir im Herzen sorgen für einen guten Klang;
Wer weiß ob heut, ob morgen uns rührt der letzt Gesang.

O sagt, ihr lieben Vögelein, wer ist's der euch erhält?
Wo fliegt ihr hin, wo kehrt ihr ein, wenn Schnee im Winter fällt?
Wo nehmt ihr eure Nahrung, so viel als ihr begehrt?
Es zeigt ja die Erfahrung, daß Gott euch all ernährt.

Ihr habt kein Feld, kein Heller Geld, nichts, das die Tasche füllt.
Der Tannenbaum ist euer Zelt, troz dem, der euch was stiehlt,
Euer Pflug' ist lustig singen, stets lobt ihr Gott den Herrn,
Die Töne thut ihr schwingen, bis zu dem Abendstern,

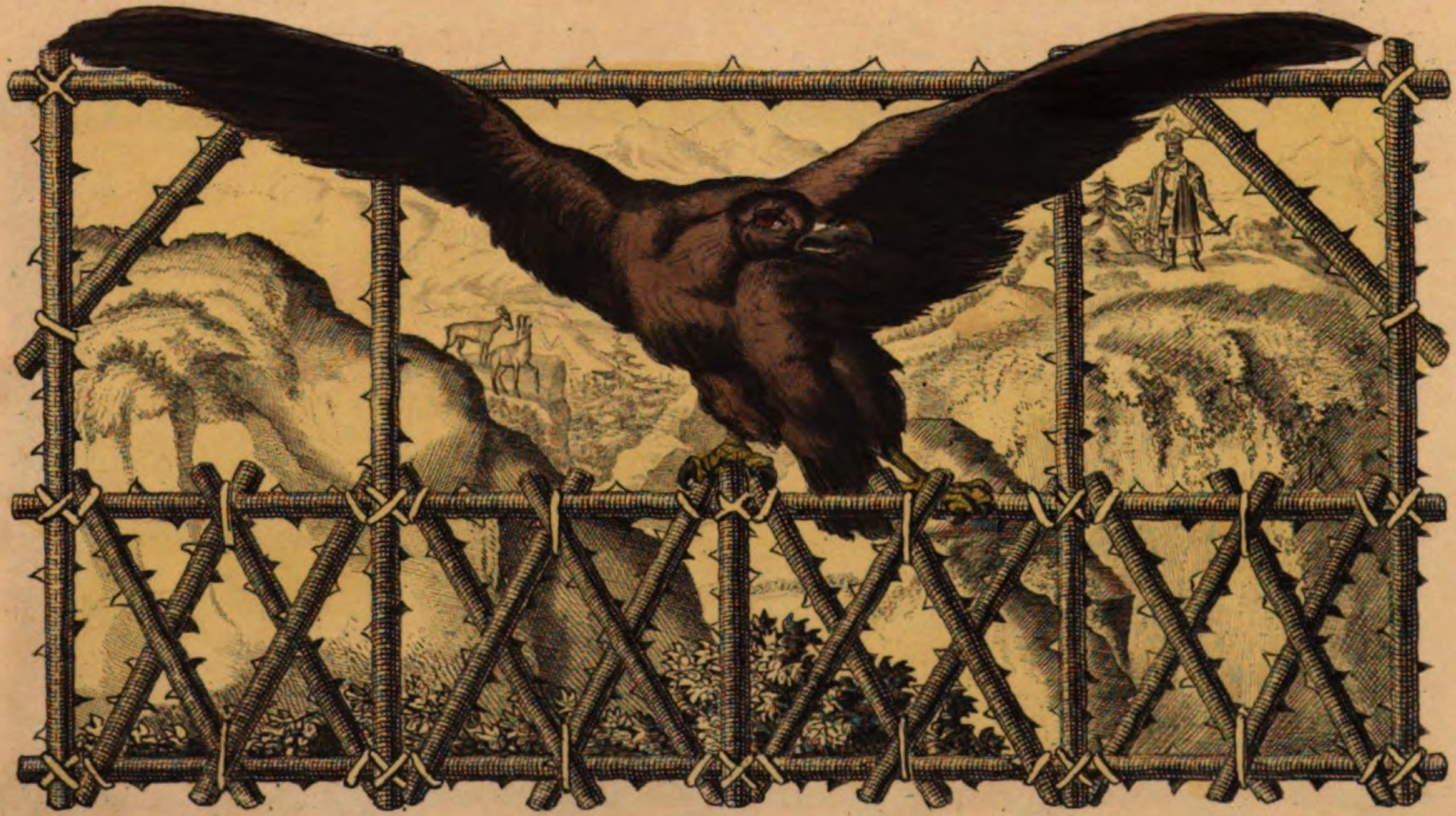
Ihr habt nicht Koch, nicht Keller, und seid so wohlgemuth,
Ihr trinkt nicht Muskateller, und habt so freudig Blut.
Nichts haben, nichts begehren, ist eure Liverei,
Ihr habt ein' guten Herren, er hält euch alle frei.

Gott sei mein Herz auch heimgestellt, was Er thut ist gethan.
Wenn Sonn' und Mond vom Himmel fällt. Er ist's der helfen kann.
Was lebt auf Erd, in Lüften schwebt, was sich in Wasser rührt,
Gott all' mit einem Finger hebt, ohn' alle Müh' regiert.

Kein Sperling von dem Dache fällt, von meinem Haupt kein Haar,
Es sei dann, daß Ihm's wohlgefällt, der ewig ist und war.
Er ruft den Storch zu seiner Zeit, der Lerch, der Nachtigall,
Er führt uns all' zur Seligkeit, bewahrt uns vor dem Fall.

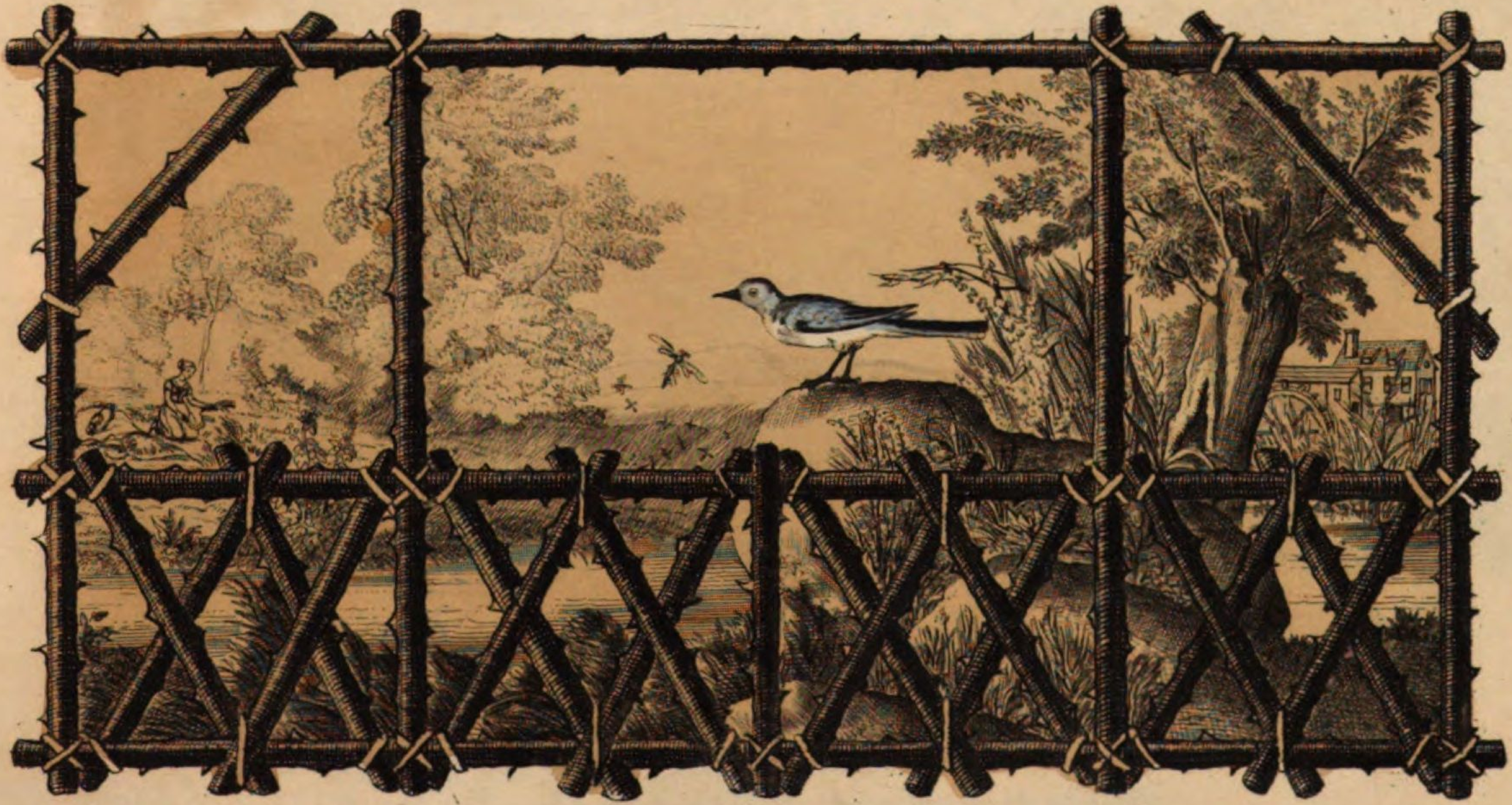
Dort singt die rechte Nachtigall den rechten Vogelsang,
Den ganzen weiten Himmelssaal durchstreicht ihr Freudenklang,
Mit Freud' dort ewig singen die Engelein auf neun Chör,
Von Freud' thut ewig springen das ganze Himmelsheer.

Musik dort ewig währet, zu lang doch keinem währt,
Je mehr sie wird gehöret, je mehr sie wird begehrt.
Wer Gott hier thut verehren, ihm dient mit Sang und Klang,
Der wird dort ewig hören himmlischen Vogelsang.



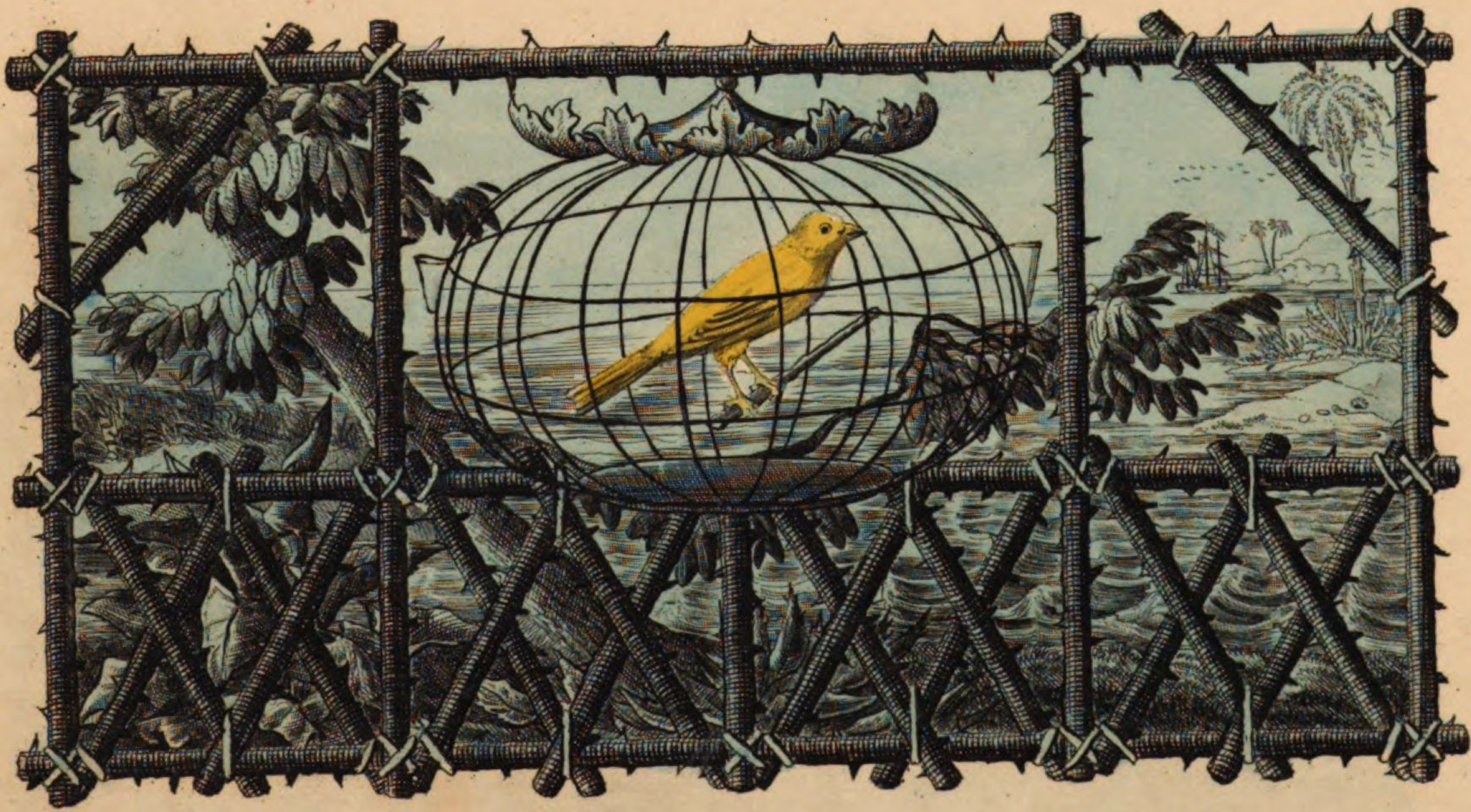
Adler.

Der aller Vögel König ist, macht billig den Anfang,
Komm Adler! komm hervor wo bist? stimm an den Vogelsang!
Der Vorzug Dir gebühret, kein Vogel ist Dir gleich,
Drum Dich im Wappen führet der Kaiser und das Reich.



Bachstelze.

Die Bachstelz thut oft schnappen, und fängt der Mücken viel,
Es hört nicht auf zu knappen ihr langer Pfannenstiel;
Den Schweif thut sie stets zwingen, sie läßt ihn niemals Ruh,
Wenn andre Vögel singen, schlägt sie den Takt dazu.



Canarienvogel.

Das lieb' Canarienvögelein kommt her aus fremden Land,
Es singt gar schön, zart, hell und rein, wie allen ist bekannt;
Den Zucker ißt er gerne, doch nimmt er auch vorlieb
Wenn man ihm Hanfsaamkerne und Rübensaamen gibt.

Distelfink.

Merk auf, wie lockt so lieblich mit der schöne Distelfink!
Beißt Disteln auf und sticht sich nicht, sein Witz ist nicht gering;
Gar wohl ist er gezieret, schön gelb und roth bekleid't,
Die Stimm' er nie verlieret, singt fröhlich alle Zeit.

Emmerling.

Goldammer.

Der Emmerling bis zum Abend spät singt: Übel, übel! hin;
Er sagt: Wenn's Feld nur Ähren hat, ich auch ein Schnitter bin!
Im Feld thut er sich nähren, bleibt Tag und Nacht darauf,
Was Gott ihm thut bescheren, das klaubt er fleißig auf.

Fink.

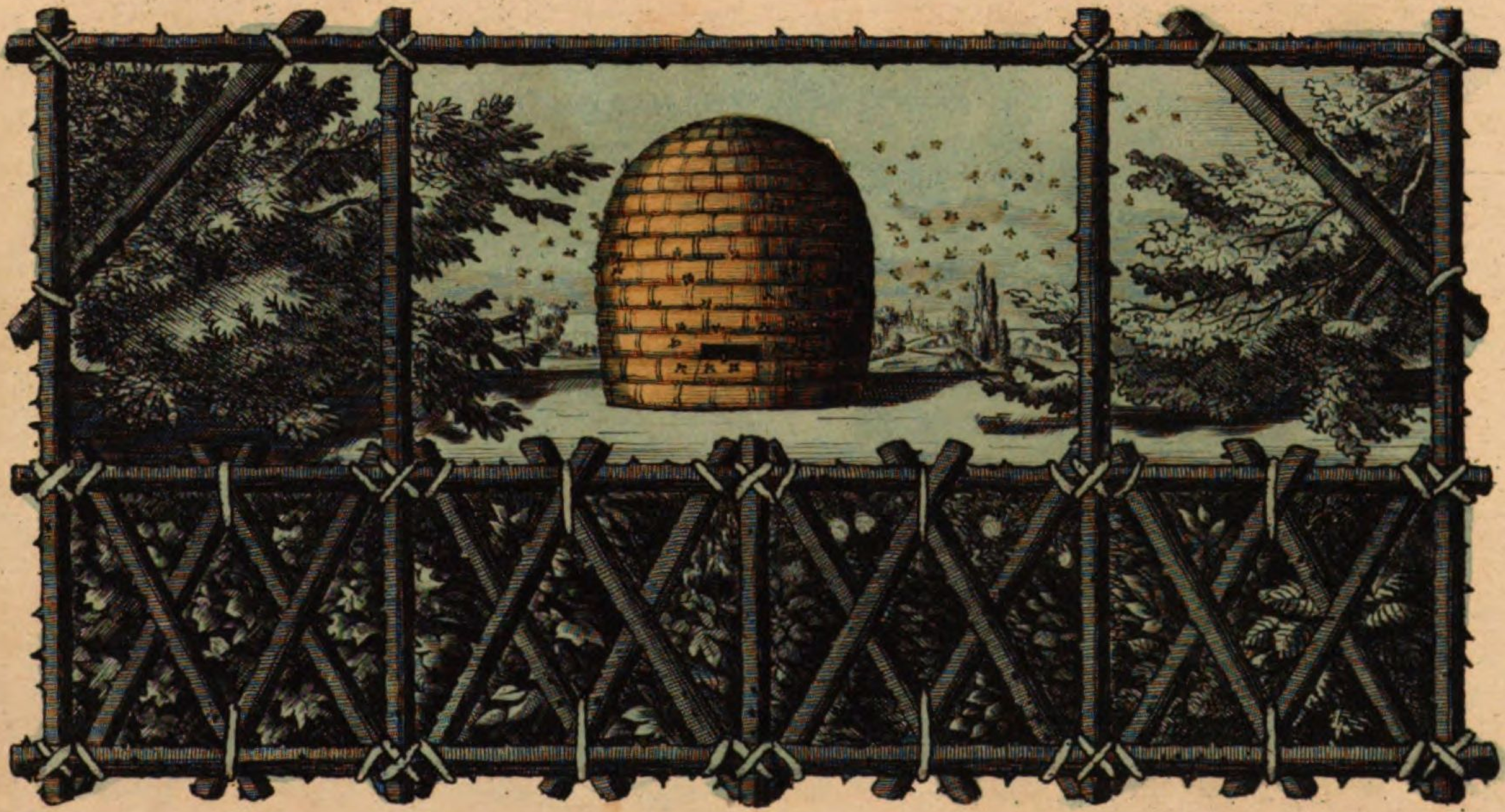
Der Fink gar froh im Frühling singt: Sa sa sa sa hui Dieb!
Im ganzen Wald sein' Stimm' erklingt, wenn's Wetter nicht zu trüb;
Die Dieb will er verjagen, die rundheraus er schilt,
Den Sperling thut er sagen, daß er viel Weizen stiehlt.

Gimpel.

Der Vogel, Dir gar wohl bekannt, ist schön, doch singt nicht viel,
Er kommt aus Deinem Vaterland, heißt Gimpel, in der Still.
All' thun sich seiner schämen, weil er einfältig ist,
Thu' Du ihn zu Dir nehmen weil Du sein Landsmann bist.

Henne und Hahn.

Die Henne fröhlich gaggagagt, und macht ein groß Geschrei,
Die Bäuerin weiß wohl was sie sagt, und geht und holt das Ei.
Der Hahn thut früh aufwecken, den faulen Knecht, die Magd,
Die thu'n sich erst recht strecken und schlafen bis es tagt.



Imme.

Biene.

Das honigsüße Immelein sich früh und spät bemüht,
Es sitzt auf allen Blümelein, versuchet alle Blüt,
Sehr emsig fliegt es umher, trägt ein mit großem Fleiß,
Und sucht den ganzen Sommer, auch für den Winter Speis.

Königlein.

Zaunkönig.

Das winzigkleine Königlein, wie macht es sich so groß,
Wie zwitschert es so zart und fein, und ist so schlau und los,
Wie lieblich thut es singen nach Wunsch und nach Begehr,
Wie lustig thut es springen, wie hüpft es hin und her.

Lerche.

Die Lerche in den Lüften schwebt, und singt den Himmel an,
Vom grünen Feld sie sich erhebt, und tröst den Ackermann.
Gar hoch thut sie sich schwingen, daß mann's kaum sehen mag,
Im Kreis herum thut's singen, lobt Gott den ganzen Tag.

Meise.

Die Meise hängt am Tannenast, als ob sie sich verberg,
Singt allezeit: Was gibst, was hast? singt ewig: Zizerberg!
Man thut ihr freundlich locken, bis sie zum Kloben hüpft,
Bis endlich unerschrocken, sie in die Falle schlüpft.

Nachtigall.

O Nachtigall! Deiner Stimme Schall bringt uns sehr große Freud';
Dein Lied durchdringet Berg und Thal, zur schönen Sommerzeit.
Wenn Du fängst an zu zücken, sind alle Vöglein still,
Es läßt sich keiner blicken, keiner mehr singen will.

Omeis.

Ameise.

Du fauler Tropf der müßig ist, die Ameis schau' wohl an!
Die Meisterin Dir worden ist, die viel Dich lehren kann,
Schau', wie sie ist ergeben der Arbeit Tag und Nacht!
Schäm' Dich, der Du Dein Leben mit Faulheit zugebracht.

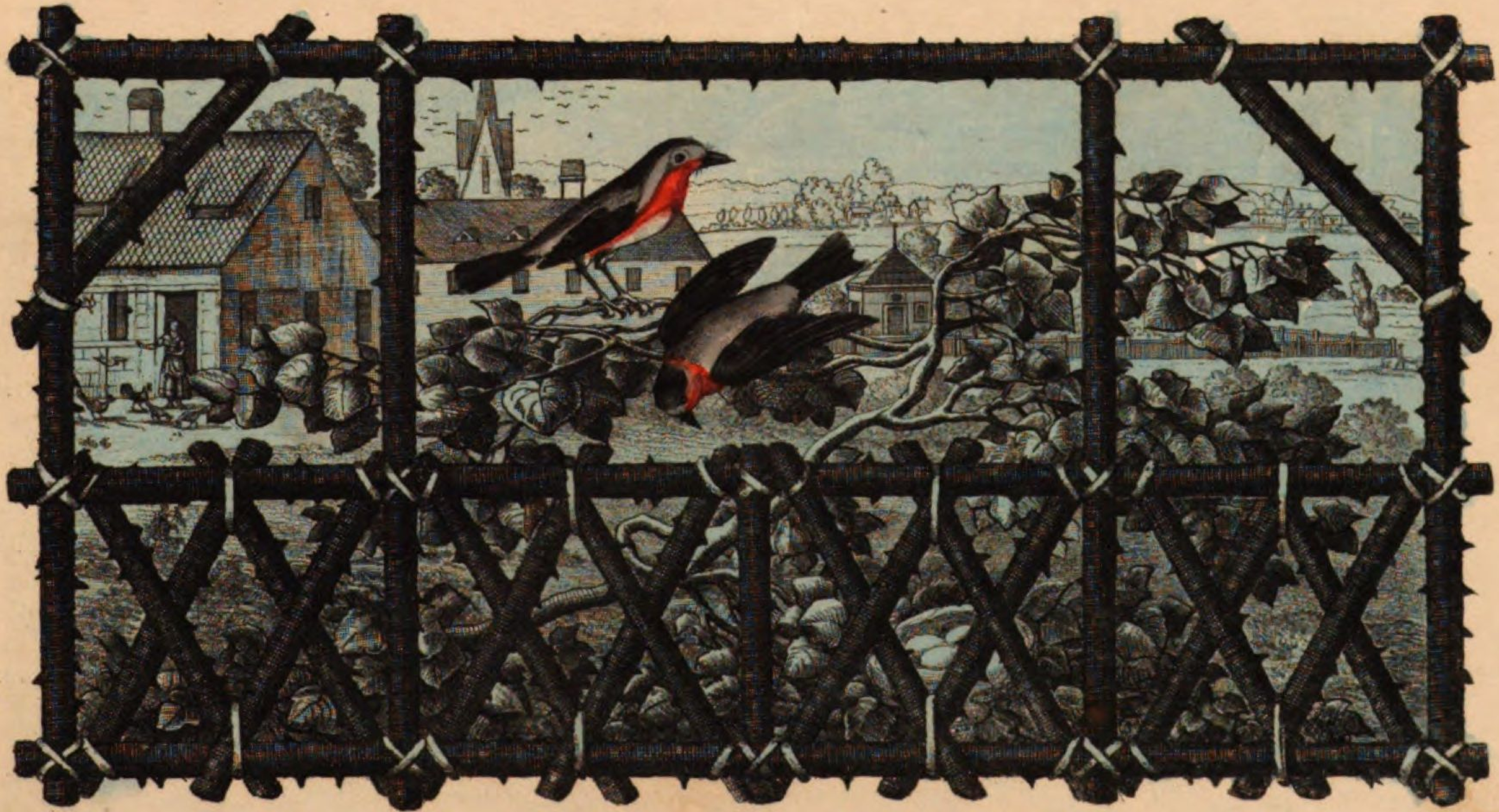
Papagai.

Du Vogel auserlesen! der Federn hast Du viel.
Wo bist so lang gewesen, warum schweigst Du so still?
Papagai Zuckerfresser! ruft Dir der Schulknab zu.
Geh' in d' Schul' und lern' besser! gibst ihm zur Andwort Du.

Qukuk.

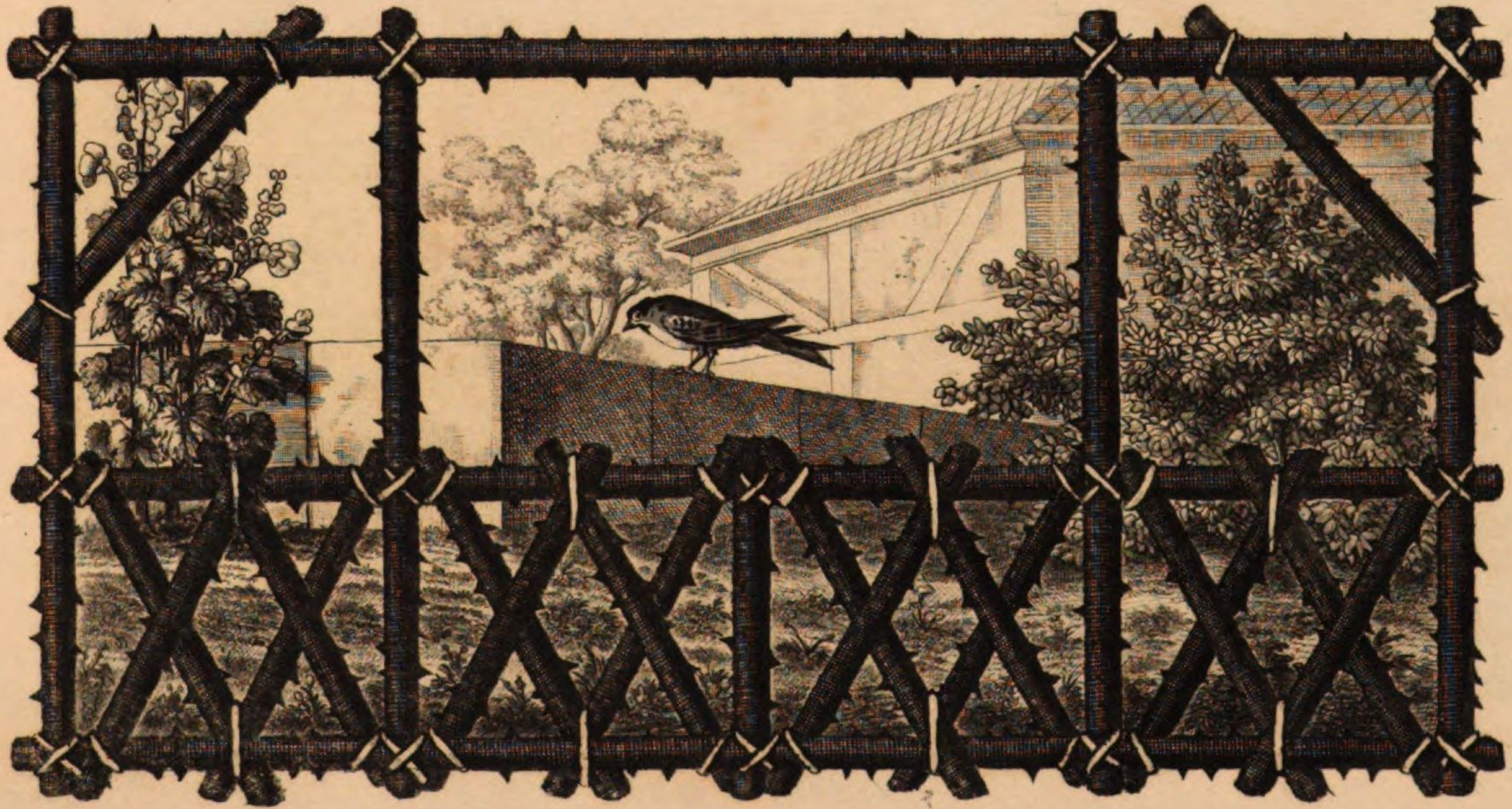
Kukuk.

Qu qu, der Kukuk immer ſchreit, das iſt an ihm das Beſt',
Sonſt aber legt er allezeit ſein Ei in fremdes Neſt.
Sein Ruf bringt allen Bangen, drum will kein Vögelein
Mit einem Q anfangen, ſie laſſen's lieber ſein.



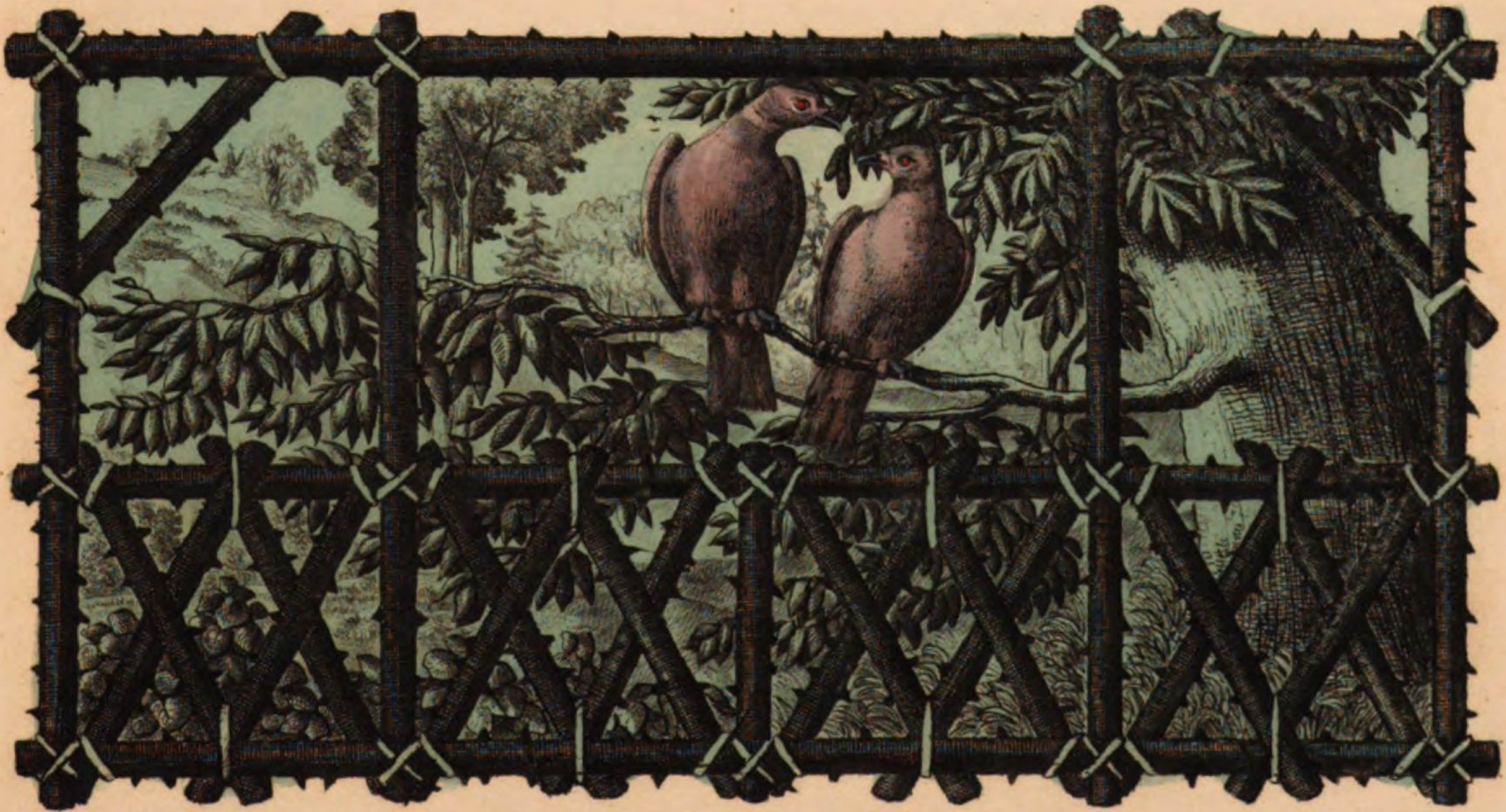
Rothkehlchen.

Das Röthkehlchen gar früh aufsteht, und wenn ich dann erwach,
Grüßt es die liebe Morgenröth' hochoben auf dem Dach.
Wie lieblich ist sein Zücken, wie röthlich seine Kehl'!
Mein Herz thut es erquicken, ermuntern meine Seel'.



Schwalbe.

Du Schwätzerlein, wie schwätzt so toll und plauderst hin und her!
Früh hast Du Kisten und Kasten voll, Abends ist alles leer.
Zu Morgen, eh' die Sonn' aufgeht, erzählst Du Deinen Traum,
Und Abends, wenn sie niedergeht, hast Du geendet kaum.

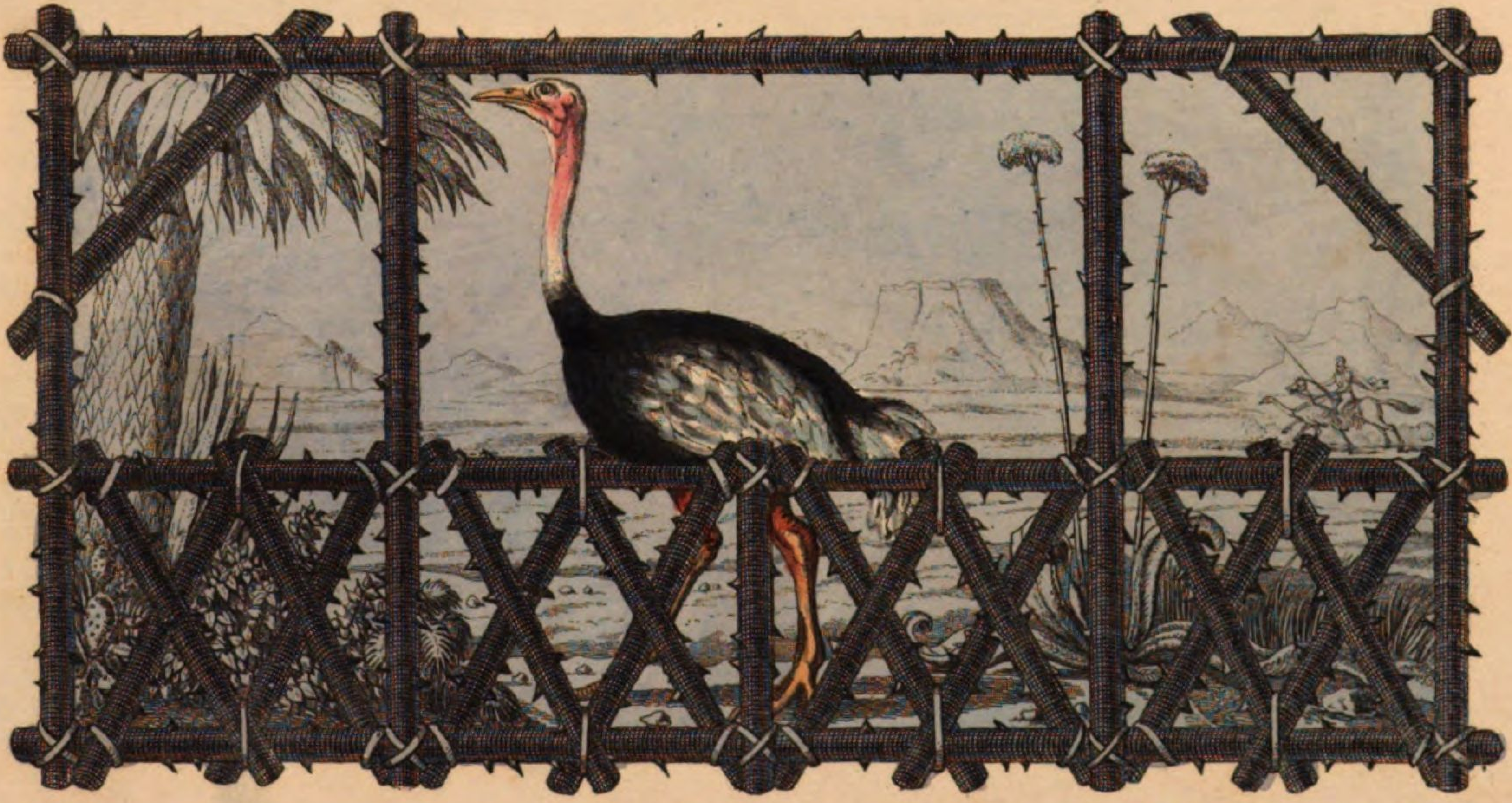


Turteltaube.

Die Turteltaub' ist ohne Trost will nicht mehr fröhlich sein,
Wenn die Gefährtin sie verliert, trau'rt sie und bleibt allein.
Wenn Dir das Liebste, was Du hast, der Tod nimmt mit Gewalt,
So traure, sei kein frecher Gast, vergiß es nicht so bald.

Uhu.

Der Uhu sieht gar ernsthaft aus, als hätt er hoch studirt,
Geht nicht aus seiner Höhl' heraus, bis Nacht und finster wird.
Die Dunkelheit ist ihm ganz hell, doch sieht er nichts bei Tag,
Er ist ein häßlicher Gesell, den gar kein Vogel mag.



Vogel Strauß.

Der Vogel Strauß hat große Bein, doch klein ist sein Verstand,
Es brütet ihm der Sonnenschein die Eier aus im Sand.
Oft Stein und Eisen er verschluckt, sein Magen der ist gut,
Und seine Federn sind der Schmuck gar Vieler für den Hut.

Wiedehopf.

Der Wiedehopf ist wohlgeziert, doch hat er keine Stimm',
Sein Krönlein er stets mit sich führt, steckt doch nichts hinter ihm.
Wie Mancher hat viel Kleider, und thut als wie ein Graf,
Ist doch um nichts gescheider, als Wiedehopf und Schaf.

Zeisig.

Komm' her, Du schönes Zeisiglein! komm' fliege her behend,
Sing spring auf grünem Reisiglein, und mach dem Lied ein End'.
Lob' Gott den Herrn mein und Dein, thu' fröhlich singen ihm,
Ihn preisen alle Vögelein mit ihrer süßen Stimm'.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Wern

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Die gefiederten Bewohner des Waldes und Feldes Ein naturgeschichtliches Lese- und Bilderbuch

Nürnberg [ca.1833 - 1840]

Paed.pr. 399
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759239-9